

Das Schutzgebiet haben mit Heimaturlaub verlassen am 29. bzw. 30. April: Bezirksamtmann von Vietzsch, Inspektionsoffizier Hauptmann Puschel, Tierarzt Dr. Boden, Landmeister Loevenich, Sekretär Pätzold, Katasterzeichner Böhm, die Assistenten Faib, Zwirner und

Lejchmer, Materialienverwalter Jabs, Lehrer Friedrich, Bureauhilfe Sievers sowie die Polizeijerganten Dittschowski, Hoffmann, Knapp, Liede, Rafowski, Ros, Remlin und Stumpf.

□□□□□□□□□□
Nichtamtlicher Teil
□□□□□□□□□□

Nachrichten aus den deutschen Schutzgebieten.

(Abdruck der Nachrichten vollständig oder teilweise nur mit Genehmigung gestattet.)

Deutsch-Ostafrika.

Einrichtung einer Postparkasse.

Für das Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika ist die Einrichtung einer Postparkasse verfügt worden. Der Sparfondsdienst wird voraussichtlich am 1. Oktober 1914 aufgenommen werden. Die vom Reichskanzler (Reichs-Postamt) erlassene Postparkassenordnung vom 15. Mai ist im Amtlichen Teil veröffentlicht.



Ramerun.

Die Niederwerfung des Aufstandes im Bezirk Nola. Oktober 1913 bis März 1914.

(Mit einer Kartenplatte.)

Aber die Niederwerfung des Aufstandes im Bezirk Nola, von dem hier anfänglich des Todes des Oberleutnants v. Raven bereits die Rede war, liegen nunmehr abliegende Berichte vor. Der Aufstand endigte mit der völligen Niederwerfung des Häuptlings Gabola von Ngulu, der bislang der französischen Herrschaft sich erfolgreich widersetzt und auch der deutschen sich noch nicht unterworfen hatte.

Es war zunächst beabsichtigt, ihn auf gütlichen Wege zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu bringen, und es bestand auch begründete Aussicht, diese Absicht durchzuführen. Sie wurde jedoch durch das unglückliche Zusammenreffen einer Reihe von Umständen durchkreuzt. Das Eindringen des Freihandels in diese früher der Compagnie Forstjäger ausschließlich vorbehalten Gebiete hatte zu Reibungen zwischen den Angestellten deutscher Firmen und den Agenten dieser Gesellschaft geführt, in welche auch die Eingeborenen dadurch hineingezogen wurden, daß, wie es scheint, jede Partei den farbigen Kaufschuttmännern die Lieferung von Kaufschut an Vertreter der anderen Partei zu verbieten trachtete.

Hierdurch wurden die Eingeborenen beunruhigt; dazu kam noch, daß Ngulu zu fürchten schien, er werde jetzt von den Deutschen für seine Kämpfe gegen die Franzosen bestraft werden. Andererseits mochte die Tatsache, daß nach dem Abziehen der französischen Besatzung eine deutsche Abteilung sich in jener Landschaft noch nicht gezeigt hatte, das Selbstbewußtsein Ngulus wesentlich gestärkt und seine Leute veranlaßt haben, den Kaufleuten gegenüber eine drohende Haltung einzunehmen. So erhielt der Postenführer von Nola, Oberleutnant v. Raven, zu Anfang Oktober 1913 einen Hilferuf des in Ngulu ansässigen französischen Faktorsiten und marxisierte in Gilmärchen dorthin. Gleichzeitig hatte der Bezirksrichter Dr. Seeger von Nola, veranlaßt durch die Anzeigen deutscher Kaufleute und der Agenten der Compagnie Forstjäger in Ngulu, die sich gegenseitig der Bedrohung und der Nötigung der Eingeborenen bei der Lieferung von Kaufschut bezichtigten, eine Dienstreise dorthin unternommen. v. Raven hatte zum Schutz der Faktorei zwischen dieser und dem Hauptdorf Ngulus sein Lager aufgeschlagen, und dort traf Dr. Seeger mit ihm zusammen. Letzterer versuchte, um seine Reise nicht umsonst unternommen zu haben, durch einen Mann des Häuptlings Zamati mit den Ngulu-Leuten in Verhandlungen zu treten. Zwei Ngulu-Leute erklärten sich auch bereit auszufragen, wenn Dr. Seeger sich nur von Dolmetschern begleitet und ohne Bewaffnete nach einem Palaverhaus begeben wollte, das etwa 100 m vom Lager entfernt war. Dies tat Dr. Seeger; die beiden Leute kamen aber nur bis auf etwa 50 Schritt an das Palaverhaus heran und machten auf diese Entfernung ihre Aussagen. Sie erklärten gleichzeitig, daß Leute Ngulus Krieg machen würden, wenn Dr. Seeger nicht binnen zwei Tagen abjoge. Eine gleiche Drohung war auch dem Oberleutnant v. Raven bereits zugegangen und hatte diesen veranlaßt, zunächst noch zu bleiben, um nicht durch seinen Abzug den Übermut der Ngulu-Leute



zu stärken. Da ein Versuch, die Ngutu-Leute zu friedlichen Verhandlungen zu veranlassen, vergeblich blieb, und aller Auforderungen ungeachtet weder Ngutu noch sein angeblich von dem Faktorsten bedrohter und gefolagener Sohn Ndue im Lager zur Vernehmung erschien, erbot sich der Faktorst, der mit dem jungen Ndue auf gutem Fuße zu stehen vorgab, den Ndue persönlich zum Erscheinen im Lager zu veranlassen, um auf diese Weise die gegen ihn erhobene Beerdigung wirksam zu widerlegen. In der Hoffnung, auf diese Weise zu einer friedlichen Erledigung der Angelegenheit zu kommen, nahmen v. Raven und Dr. Seeger den Vorschlag des Faktorst an. Der Faktorst ritt am 12. Oktober, nur von einem Dolmetscher begleitet, in der Richtung auf das Hauptdorf Ngutus fort, kam aber nach kurzer Zeit zurückgelaufen, da die Ngutu-Leute auf dem Wege vom Lager zum Hauptdorf auf ihn geschossen hatten. Sein Pferd wurde von einer Patrouille von dort geholt, dann begab sich der Faktorst, der sich nach diesem Vorfall in seiner Faktorei nicht mehr sicher glaubte, in Begleitung mehrerer Soldaten und seiner Leute nach seiner Faktorei, um seine Sachen in das Lager zu holen. Allein auf dem Wege dorthin wurde wieder auf ihn geschossen, wobei zwei seiner Arbeiter verletzt wurden.

Nunmehr beschloß Oberleutnant v. Raven, das Hauptdorf sofort räumen zu lassen, und marschierte mit seiner Abteilung, begleitet vom Bezirksrichter Dr. Seeger, dorthin. In der Mitte zwischen dem Lager und dem Hauptdorf eröffneten die Eingeborenen, ohne daß ein Schuß von deutscher Seite gefallen war, aus dem Busch ein lebhaftes Feuer, bei dem Oberleutnant v. Raven durch einen Gewehrschuß in die Brust sofort getötet wurde, während Bezirksrichter Dr. Seeger einen Pfeilschuß in das linke Bein erhielt.

Der schwachen Abteilung blieb nichts anderes übrig, als sich unter Mitnahme der Leiche v. Ravens zurückzuziehen und wieder nach Nola zu marschieren, da sie gegen Ngutu, der nach Mitteilung jahrelang dort ansässiger Faktorsten über etwa 350 Buschgewehre und 700 Bewaffnete verfügte, auch seit Jahresfrist eifrig an der Herstellung von Pfeilen und Speeren gearbeitet hatte, nichts hätte ausrichten können.

Die Lage war sehr kritisch geworden. Ngutu, der den Fall v. Ravens als großen Sieg anjah, bereitete nunmehr zielbewußt die Vertreibung aller Weißen vor. In rascher Folge schlossen sich ihm seine Freunde und Nachbarn an, so seine Brüder Durgo und Diabo, ferner die Häuptlinge Soffo, Bagudu, Bagadja, Tonga, Butere, Weina Dumio, Dario, Ndaja, Madugu, Sapua, Bakuri, Godembere, Tui u. a., so daß der Zustand aus dem Kadéi-

Gebiet auch nach dem Bezirk Oberfanga-Uham übergriff. Schnelliges Einschreiten war erforderlich, um ein weiteres Umsichgreifen des Aufstandes zu verhüten und gleichzeitig Ngutu zu bestrafen.

Das Eintreffen der Expeditionskompanie Fabricius, die nach dem Osten des Schutzgebiets unterwegs war, war jedoch erst im März zu erwarten. Ein Zögern bis dahin hätte mit Sicherheit nur ein weiteres Umsichgreifen des Aufstandes zur Folge gehabt, auch deutete Ngutu das anfängliche Zögern nach dem Tode v. Ravens zu seinen Gunsten und ließ überall durch seine Abgesandten verbreiten, die Franzosen seien fort, die Deutschen seien Weiber, es sei jetzt der Zeitpunkt, sich der Weißen ganz zu entledigen. Unter diesen Umständen entschloß sich der mit der Führung der Verwaltung im Bezirk Mittel-Sanga-Lobaje beauftragte Hauptmann v. Puttkamer zum Vormarsch gegen Ngutu. Es standen ihm zur Verfügung: ein Offizier, ein Feldwebel, drei Unteroffiziere, ein Sanitätsunteroffizier und 120 farbige Soldaten einschließlich Chargen sowie zwei Maschinengewehre.

Ngutu selber hatte am linken Ufer des Kadéi auf einer steilen Berghöhe ein stark besetztes Dorf bezogen, das mit Palisaden, Zaungruben, Verhaufen und dergleichen gründlich zur Verteidigung eingerichtet war. Ihm gegenüber auf dem rechten Ufer des Kadéi hatte flussaufwärts beim Berge Ganda Leutnant Bachmann mit 30 Soldaten ein besetztes Lager bezogen. Weiter flussabwärts lag im ebenfalls besetzten Lager bei Ngudu Hauptmann v. Puttkamer mit 45 Schutztruppenjoldaten und 30 Polizeijoldaten sowie dem Stabsarzt Dr. Berté, Feldwebel Koblich, Sanitätsbezugsfeldwebel Bäckert und Sergeant Zota sowie mit zwei Maschinengewehren. Ferner lag noch an der Einmündung des Wandja in den Kadéi eine Kanu-Flottille von fünf Schutztruppenjoldaten mit vier Kanus. Auf der übrigen Flussstrecke hatte Ngutu alle Kanus besetzen lassen und glaubte sich deshalb gegen einen unerwarteten Übergang sicher.

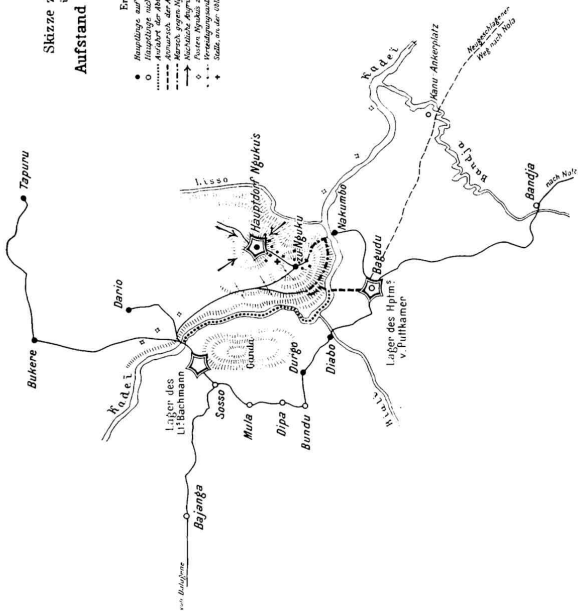
Zum Übergang standen außer diesen vier Kanus am Wandja noch vier Kanus beim Lager Bachmanns zur Verfügung. Der Übergang bei diesem Lager wäre leicht gewesen, doch hätte es von dort aus noch eines starken Tagemariches durch vorbereitete Stellungen bis zum Dorfe Ngutus bedingt, die alle erst im Geleht hätten genommen werden müssen. Die vier Kanus von Wandja den Kadéi aufwärts zu besördern, wäre auch voraussichtlich nicht geklärt, da Ngutu diese Kanus beobachtet ließ. Es müßte also versucht werden, Kanus an eine Stelle zu schaffen, wo Ngutu einen Übergang nicht erwartete. Dies konnte, da er überall seine Späher und Posten



Skizze zu dem Bericht
über den
Aufstand im Bezirk Nola

Erläuterungen:

- Hauptort des Bezirks Ngukus
- Hauptort nicht auf Seiten Ngukus
- Anfuhr der Abteilung Lt. Bachmann u. d. Kadel
- Anmarsch der Abteilung Elfen v. Puttkamer n. d. Kadel
- Anmarsch gegen Ngukus
- Nördliche Abgriffe Ngukus
- ◇ Forten Ngukus zur Beobachtung der Anmars
- • • • • Hauptort der Abteilung Puttkamer
- • • • • Städte, die sich v. Puttkamer bef.



hatte, nur nachts gekehren. Hauptmann v. Puttkamer hatte, etwa eine Stunde von seinem Lager Bagudu entfernt, eine kleine Übergangsstelle erfindet, die auf dem linken Ufer nicht bewacht war. Hierhin galt es die Kanus vom Lager Bachmann zu bringen. In der Nacht vom 17. zum 18. Dezember fuhr Leutnant Bachmann, kurz nach Aufgang des Mondes, gegen 12 Uhr, mit 25 Soldaten und 12 Kubereen in den vier Kanus den Kadet abwärts bis zur Landungsstelle. v. Puttkamer selber marschierte um 3 Uhr nachts mit Feldwebel Koblich, Sanitätsfeldwebel Bächerl, dem Sergeanten Zota und 60 Soldaten mit zwei Maschinengewehren zu der erfindeten Überfahrtsstelle. Leutnant Bachmann traf gegen 5 Uhr vormittags, vom Feinde ungesehen, an der Übergangsstelle ein. Seine Fahrt bedeutete eine außerordentliche Leistung. Er hatte mit den kleinen Kanus, die durch die Soldaten erheblich besetzt waren, ohne ortskundige Kuberec ungefähr zehn Stromschnellen zu passieren, deren jede die Boote in die Gefahr des Kenterns brachte. Dazu setzten in Folge der Unkenntnis der Fahrstraße die Kanus in dem reißenden Wasser und bei dem schwachen Mondenschein oft auf Felsen auf. Laute Rufe mußten vernommen werden, um die Boote der Feinde auf die Fahrt nicht aufmerksam zu machen. Aberdies setzte empfindliche Kälte und heftigster Nebel den Leuten sehr zu. Sie waren, als die Kanus bei der Überfahrtsstelle anlangen, völlig erstarrt und die Kanus zu zwei Dritteln voll Wasser geschlagen.

Um 7 Uhr war der Übergang vollzogen. Durch hohes Gras wurde der Marsch gegen Nguku angetreten. Der dicke Nebel, der an diesem Morgen lagerte, ermöglichte ein unbemerktes Herangehen bis dicht vor die Höhen von Nguku. Zur Verfügung standen 77 Soldaten, darunter 15 Polizeisoldaten.

Kurz vor 10 Uhr hatte der Feind den Anmarsch unserer Truppe bemerkt. Man konnte überall Trupps von 20 bis 30 Mann sich nach verschiedenen Punkten begeben sehen, woraus man erkennen konnte, daß die Verteidigung wohl vorbereitet und planmäßig war. Hauptmann v. Puttkamer ging sofort mit einer starken Schützenlinie vor der Front und mit dem Rest dicht aufgeschlossen gegen die Höhe an, den Rücken durch eine stärkere Nachspitze gedeckt. Der Aufstieg war außerordentlich schwierig, da der Hang sehr steil, zum Teil bewaldet und durch Schluchten zerfurcht war. Der Gegner überhäufte die Stürmenden mit einem Hagel von Gewehrschüssen und Weilen, doch ging glücklicherweise alles über die Stürmenden fort, da der Gegner so steil bergab nicht treffen konnte.

Die Feinde, die sich seitwärts vom Wege an-

gesetzt hatten, wurden von der Schützenlinie aufgerollt und hatten hierbei empfindliche Verluste, da offenbar die Eingeborenen das ausgeführte Vorgehen durch den Busch von den Franzosen her nicht kannten. Nach Erläuterung der ersten Höhe, auf der wohl an 200 meist neuer Wuchshütten standen, ließ der Widerstand des Gegners nach. Man konnte sehen, daß die Überraschung geglückt war. Alles Hausgerät war noch vorhanden, man sah in der Ferne die Weiber flüchten. Von dieser Höhe aus konnte man das eigentliche Hauptdorf Nguku dicht mit Menschen besetzt auf einer anderen niederen Höhe sehen. v. Puttkamer schwenkte nun gegen dieses Dorf ein und fand am Hange, ehe der Abstieg wieder begann, eine günstige Stellung für die Maschinengewehre auf 1200 m. Als diese das Feuer eröffneten, war die Höhe reich von den Menschen geräumt, die unter Mitnahme der Toten flüchteten. Die Abteilung ging deshalb weiter vor, auf demselben Wege, auf dem seinerzeit Oberleutnant v. Raven gegen das Hauptdorf vorgegangen war. An derselben Stelle, wo v. Raven seinerzeit gefallen war, erhielt die Abteilung wieder starkes Feuer. Hier hatte Nguku selbst sich seitwärts und vorwärts des Weges festgesetzt. Der Widerstand war sehr zäh und hartnäckig und nur durch sprunghaftes Vorgehen mit Salvenfeuer gelang es, auch die letzte Höhe zu nehmen. Diese wurde sofort nach allen Seiten gesichert und zum Lager hergerichtet. Der Gegner ließ 26 Tote zurück, dürfte aber weit größere Verluste erlitten haben. Auf deutscher Seite waren vier Soldaten leicht verwundet.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit war nun Ruhe, dann aber kamen die Eingeborenen unter dem Schuß der Dunkelheit heran und schossen in das Lager, das vom Feinde fortwährend besetzt wurde. Einmal wurde es sogar von zwei Seiten regelrecht angegriffen. Am folgenden Morgen wurde dann die Umgebung des Lagers durch farbige Patrouillen vom Feinde gesäubert und im Laufe des Tages festgestellt, daß Nguku abgezogen war.

Damit war der Hauptschlag geführt. Nguku, die Seele des Aufstandes, dem die Eingeborenen beinahe übermenschliche Kräfte zutrauten, hatte seinen ersten Kampf verloren. Sein großes Ansehen, das ihm früher ungeachtet des nahen französischen Postens erlaubt hatte, sogar Todesurteile auszusprechen und zu vollziehen, war damit erschüttert.

Doch gab es in den nächsten Tagen zwischen den ausgehenden farbigen Patrouillen und den Nguku-Leuten noch mehrfache blutige Zusammenstöße. Während Nguku zunächst nach Nordosten zu den ihm ergebenden Hauptlingen Dario,

Bufere und Tapuru flüchtete, fielen bereits mehrere Häuptlinge, die sich ihm nur gezwungen angeschlossen hatten, von ihm ab. Sein weiteres Durchbrechen nach Nordosten wurde durch die Abteilung des Oberleutnants Henner, der in der Gegend von Bafio nördlich des Verberati stand, verhindert. Nach Norden durchzubrechen, war ihm auch nicht möglich, da von dort aus Hauptmann Gynmael mit der 5. Kompanie vorrückte. Als Ngutu seinen Weg im Norden verlegt sah, flüchtete er zunächst wieder zurück nach seinem alten Sitze und von hier an den oberen Baturi. Hier gelang es einer ihm folgenden Patrouille, ihn und sein sehr zusammengeknollenes Gefolge zu fassen, wobei eine größere Zahl seiner Hauptanhänger fiel, während er selbst durch Schulterschuß verwundet wurde. Leider gelang es der Patrouille nicht, ihn persönlich zu fassen; er ist seitdem verschollen. Ob er seiner Wunde erlegen ist oder sich noch irgendwo verborgen hält, konnte bisher nicht ermittelt werden. Er war ein sehr zäher und ernster Gegner, der immer wieder und wieder seine Leute sammelte und bis zum äußersten standhielt.

Seine Anhänger haben sämtlich ihre Unterwerfung angeboten. Sie haben für die Kosten der Expedition aufzukommen, alle Wehre abzuliefern und zusammen 200 Strafarbeiter auf ein Jahr zu stellen. Die Expedition des Hauptmanns v. Puttkamer ist am 27. März aufgelöst worden.

Nach einer telegraphischen Meldung des Hauptmanns v. Puttkamer ist der Häuptling Gabola später von einer farbigen Patrouille gestellt und im Kampfe erschossen worden.

Deutsch-Neuguinea.

Zur Pathologie und Demographie der Insel Jap, unter besonderer Berücksichtigung ihres Bevölkerungsrückganges.

Von Regierungsarzt Prof. Dr. Süß.

Wenn ich es wage, im folgenden in großen Zügen eine monographische Darstellung von der Pathologie der Insel Jap, ihres Bevölkerungsaufbaues und des gesamten physischen Zustandes ihrer Bewohner zu geben, so bin ich mir der Schwierigkeiten dieses Versuches wohl bewußt. Dennoch muß die Summe der Verhältnisse gerade für die Insel dazu ermutigen. Daß der geringen Ausdehnung des zu überschauenden Gebietes, daß dem zuträuflichen Entgegenkommen ihrer Ältesten, liebenswürdigen Bevölkerung und daß der Vorarbeiten der Verwaltung sowie vor allem der seit der Einverleibung in den deutschen Kolonialbesitz

dort tätig gewesenen Ärzte, sind Grundlagen gegeben, wie sie in solcher Sicherheit und diejem Umfangne nur ganz ausnahmsweise anderwärts bereit bestehen. Bei der Materialbeschaffung war es mir deshalb möglich, ohne mich bei allgemeinen statistischen Ermittlungen, die in musterhafter Weise bereits vorliegen, aufzuhalten, sofort verschiedene spezielle für das Bevölkerungsproblem wichtige Fragen in Angriff zu nehmen. Wie in der statistischen Erfassung, so sind auch auf dem Gebiete der Eingeborenpathologie zahlreiche einzelne Vorarbeiten vorhanden, die, zusammengefaßt und in einigen Punkten ergänzt, ein vollkommen überblickliches, leider sehr schattenreiches Bild über den Zustand dieses Völkchens geben. Was den äußeren Gang meiner Nachforschungen anbelangt, so habe ich mich zunächst an den überreichen Material der Eingeborenenpolitik eingehend unterrichten, typische Einzelfälle genau untersuchen, beobachten und teilweise behandeln können. Weiter habe ich aber besonderen Wert darauf gelegt, durch Vereinen eines möglichst großen Teiles der Erbkassen die Leute in ihrer Umwelt und ihren Lebensgewohnheiten zu beobachten und in möglichst enge Fühlung mit ihnen zu gelangen. Ich habe es mich nicht verdrängen lassen, soweit die Zeit reichte, tagaus, tagein, Dorf für Dorf, zu besuchen und mich mit jedem der willig neigt, zu befragen und sich einfindenden Erwachsenen, Männern wie Frauen, zu unterhalten und dabei einesteiis Auskünfte über die mich interessierenden Dinge der Kinderzahlen, ihrer Krankheiten, ihrer Sterblichkeit, ihrer sonstigen Familienangelegenheiten und der sozialen Verhältnisse zu sammeln, andernteils, ausgehend von der gerade herrschenden Typhusepidemie, belehrend auch auf anderen Gebieten der Hygiene auf sie einzutreffen. Es war mir möglich, ein Viertel der 6269 Köpfe zählenden Gesamtbevölkerung in ihren Wohnorten um mich zu versammeln. Nirgends fand ich auch nur die geringsten Schwierigkeiten, überall Verständnis und Entgegenkommen. Männer und Frauen verammelten sich, wie es Landesbrauch ist, stets getrennt. Dadurch war gleichzeitig die Gelegenheit gegeben, die oft überreichenden Auskünfte der einen durch Nachfrage bei den andern auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Niemals ergab sich dabei eine Unwahrheit. Ich glaube daher meine Ermittlungen als zuverlässig ansetzen zu dürfen. Bei der Gleichartigkeit der Lebens- und Krankheitsbedingungen der Insel glaube ich ferner, daß wir die aus meinem Bruchteile gewonnenen Ergebnisse auf das Ganze zu übertragen berechtigt sind, ohne größere Fehler befürchten zu müssen.

Das überaus interessante statistische Zahlenmaterial, das in einem besonderen Kapitel noch beleuchtet werden wird, habe ich in den beigegebenen Tabellen zusammengestellt. Mit Ausnahme von Nr. 1, dem Resultate der allgemeinen Volkszählung, erstrecken sie sich alle auf das von mir selbst aufgenommene Viertel der Bevölkerung. Die ganze Insel ist nicht nur dorfsweise nach Geschlecht und Alter getrennt, genau gezählt, sondern auch mit Namen und unter Berücksichtigung der verwandtschaftlichen Beziehungen registriert; ja dieie musterhaften Listen sind sogar durch ärztliche Einträge über den Gesundheitszustand der einzelnen Individuen vervollkommen. Hier ist praktisch gelöst, was für andere Kolonien noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird. Es besteht ferner Meldepflicht für Geburten und Todesfälle, und selbst ein Ehestandsregister ist angelegt, so daß der Durchsührung eines regelrechten handelsamtlichen Betriebes nichts im Wege steht.

Wir haben es auf Jap mit einem zweifelslos in der Monarchie begriffenen Volke zu tun. Dieje Be-

hauptung stützt sich nicht, wie anderwärts noch vielfach, auf allgemeine Eindrücke, sondern auf die statistisch gesicherte Tatsache, daß die Zahl der Sterbefälle die der Geburten alljährlich erheblich übersteigt; im letzten abgelaufenen Jahre 1912 um 261 = 4 v. H. Jeder würde leicht erweisen können, wie reich das Ende des Volkes beworheit, wenn es uns nicht gelang, bündige Maßstäbe zu schaffen. Man liest nicht selten gerade mit Bezug auf ausgeüborende oder im Niedergang stehende Völker der Südbe die gewöhnlichen entscheidenden Besanpfung, sie seien bereits in vollen Niedergange gewesen, als die erste europäische Kultur zu ihnen kam. Nun, für Jap — und für andere Inseln desgleichen — ist dieser Satz — und für andere mathematischer Sicherheit als unzweifelhaft zu erweisen. Denn hätte auch nur annähernd im gleichen Maße wie jetzt eine Reihe von Jahrzehnten hindurch die Sterblichkeit die Geburtenzahlen übertraffen, so müßten sie schon längst ausgeüborend sein. Wundelens also müßte sich der Niedergang erst in der letzten Zeit ganz bedeutend verstärkt haben. Es werden sich aber noch weitere hinreichende Anhaltspunkte im Laufe unserer Betrachtungen dafür ergeben, daß der Niedergang noch gar nicht sehr lange über dieses Volk herein gebrochen ist.

Viele Besucher der Südbeineln haben sich mit der auffälligen Erscheinung ihrer Volksabnahme befaßt, haben nach „dem Grunde“ dafür gesucht und mit großer Bestimmtheit bald diesen, bald jenen Umstand beschuldigt. Der eine sagt: „ganz einfach, der Sprung von der steingeländlichen zur modernen Kultur war zu groß, als daß sie ihn ohne Schaden vertragen“; ein anderer spricht von „Siekstum der Rasse“, ein dritter schuldigt die Jugend oder heidnischen Aberglauben oder Unmoral an oder stellt sonst eine Einzeltheorie auf. Fast alle sind dabei der Vermeidung erlegen, aus der gleichen in den verschiedensten Teilen der Inselwelt zutage tretenden Wirkung auch auf eine gemeinsame spezifische Ursache derselben zu schließen. Alle diese Versuche, eine einzelne Noxe anzunehmen, müssen als verfehlt gelten. Keine kann für sich allein die Erscheinung erklären. Zwar wäre es denkbar, daß beispielsweise eine einzelne Seuche ein ganzes Volk vernichtet; aber an einem Orte könnten es die Boden sein, an einem andern die Pest oder an einem dritten die Tuberkulose. Viel wahrscheinlicher haben wir es mit der Summation verschiedener Schädlichkeiten zu tun, wobei hier die eine, dort die andere besonders stark hervortritt. Ein euphändisches Individuum kann in seinem regelrechten Gange durch die mannigfaltigsten äußeren Eingriffe gestört werden, ein ständiges Sand kann genau dieselbe Einwirkung haben wie ein Schuß Wasser oder ein roher Schlag gegen das Gehör. Ja, man wird behaupten können, daß unter 100 verschiedenen Manipulationen an einem solchen komplizierten Mechanismus nur ungeschickter Hand 90 und mehr ihm nachteilig sein werden, nur wenige bedeutungslos für ihn bleiben und nur ganz ausnahmsweise einer für ihn förderlich ist. Eine Schädlichkeit vermag die andere in ihrem Eindeffekt zu unterstützen, ein förderlicher Eingriff vielleicht auch einen Schaden wieder auszugleichen oder zu mildern. Ein Gemeinames haben freilich alle die eben angedeuteten Schädigungen, das ist ihr Verantreten von außen her, ihr exogener Ursprung. Im Gegensatz zu ihm ist aber auch eine zweite Möglichkeit der Störung denkbar, eine endogene, die — wenn wir beim Bilde des Schiffsverks bleiben — dann zustande kommt, wenn die einzelnen Teile durch Abnutzung oder sonstige Minderwertigkeit nicht mehr normal ineinander greifen. Auch im Leben eines im Niedergang befindlichen Volkes werden wir nach dem Vorhandensein solcher endo-

genen Schäden fahnden müssen. Kurz, nicht den Grund seines Anstrebens, sondern die Gründe haben wir zu suchen. Dabei werden wir an erster Stelle den allgemeinen Gesundheitszustand und seine Störungen zu verfolgen haben. An zweiter Stelle wird zu prüfen sein, wodurch diese bedingt werden, und schließlich, wie ihnen abzuhelfen ist.

1. Epidemien der Jnsel.

Einen von außen eingebrungenen Feind haben wir bereits in der Typhusepidemie des verflorenen Jahres kennen gelernt. Sie ist indessen nicht die einzige Seuche, die in letzter Zeit das gesundheitsliche Gleichgewicht des Volkes erschüttert hat. Ende 1910 ist eine Infektionskrankheit über Jap gezogen, die wieder hunderte Erkrankter befallen und bei einem erheblichen Prozentsatz tödlich geendet hat. Sie verrät sich in so reichem Maße für Wert, daß sie kaum zu ärztlicher Kenntnis, geschweige denn zu näherer Erforschung oder Bekämpfung kam. Indessen hielt es nicht schwer, nach nachträglich durch Erhebungen über ihren Verlauf und durch Untersuchung der damals von ihr betroffenen und überlebenden Opfer ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen. Dr. Waje hat mit acht solcher Patienten der damaligen Epidemie zugeführt, eine Anzahl weiterer sah ich bei Bereitung der Dörfer. Diese Leute bieten das sehr charakteristische Bild der schlaffen Lähmung einer oder mehrerer Extremitäten, ja ich sah zwei kugelförmige, die an beiden Armen und Beinen hilflos gelähmt waren. Ist die Lähmung vollständig, so hat sich infolge Atrophie braunes der Muskulatur eine hochgradige Strophie derselben ausgebildet; ist nur eine Muskelgruppe, etwa die der Beuge, von ihr betroffen, so ist eine Kontrakturstellung der Antagonisten eingetreten. Bei einigen hat sie sich nach monatelangem Bestande allmählich gebessert; bei anderen ist nach Ablauf der Erkrankung nur ein atrophischer Gang, ganz ähnlich dem der Tabiker, zurückgeblieben. Es gibt nur zwei Krankheitsformen, die derartige Reiden hinterlassen können, eine Rückenmarkserkrankung, die Poliomyelitis oder spinale Kinderlähmung und eine Erkrankung der peripheren Nerven, die primäre multiple Neuritis. Für diese haben wir uns zu entscheiden, und zwar aus folgenden Gründen: die vereinigt vorgekommenen Heilungen nach langem Bestande einer Lähmung sprechen für ihren Sitz in den Nerven, während bei Rückenmarkserkrankungen solche Regenerationsvorgänge nicht beobachtet werden. Ferner erzählten die Leute übereinstimmend, daß sie zunächst lebhafte Schmerzen in den später gelähmten Gliedern gehabt haben, was wiederum beim Sitz des Leidens im Rückenmark nicht der Fall gewesen sein würde; drittens ist niemals ein Aus, sondern nur Erwachsene sind befallen worden, während bei der spinalen Kinderlähmung gerade das jugendliche Alter stark bevorzugt wird. Ja wir können sogar noch einen Schritt weiter gehen und nachträglich neben der Diagnose auch die Herkunft dieser infektiösen Neuritis feststellen. Zur Ausgangspunkt ist die Insel Nauu gewesen. Dort hat gleichfalls im Jahre 1910, oder einige Monate früher, eine ganz gleichartige Epidemie gewüthet und in wenigen Wochen 700 Reiden ergriffen. Sie ist eingedringt vom dortigen Regierungsarzte Dr. Müller beschrieben worden.* Diese genaue Schilderung läßt an der Identität beider Seuchen gar keinen Zweifel. Von Nauu aus ist sie, vermutlich mit einigen uner-

* Dr. Müller: Eine epidemisch auftretende Erkrankung des Nervensystems an Nauu. Archiv für Schiffs- und Tropenhyg. 1910; S. 535. Uebena 1911: Ein Fall aus Jap, von Dr. Wajer beschrieben.



kannt geliebten Zwischenstationen, durch Arbeiterumherbung vermittelt, nach Tav gekommen. In Nauvu ist sie gleichfalls früher nicht heimisch gewesen; zu ihrem Import war zwar dort bei der aus allen möglichen Gegenden für den Phosphatbau zusammengezogenen Arbeiterkraft vielfache Gelegenheit gegeben. Also wieder ist es keine autochthone Krankheit der Insel, sondern eine Zeute, die auf dem Seeweg zugeführt wurde. Daß sie früher auf Tav nicht heimisch war, geht aus der großen Milderheit und Bestigkeit ihrer Verbreitung hervor, wie sie nur auf jungfräulichem Boden möglich ist. Aberdies führten alle Bekannten der Insel ihren Zustand auf die Epidemie zurück. Keiner war zu finden, der sie sich in früheren Jahren erworben gehabt hätte. Eine annähernd genaue Zahl der damaligen Todesfälle war nicht mehr zu ermitteln, daß sie verhältnismäßig hoch war, ist nach Analogie der Verluste auf Nauvu (5 1/2 v. d. der Erkrankten) nicht zu bezweifeln. Bei allen durch Epidemien verursachten Verlusten müssen wir immer die relative Kleinheit unseres Beobachtungsgebietes bedenken. Absolut betrachtet, erscheinen sie auf den ersten Blick nicht hoch, im Verhältnis zur Bevölkerung sind sie enorm. Aberlegen wir zum Vergleich die mit der verlaufenen Typhusepidemie von 1913 mit 856 Erkrankungs- und nur 31 Todesfällen aus dem Marolinischen ins Deutsche, so würde das heißen, daß beispielsweise ein Ort von der Größe Hamburgs in einem Jahr rund 140 000 Typhuserkrankungen mit über 5000 Sterbefällen gehabt hätte. Und Seuchen von dieser Stärke sind unserem Inselvolke vorläufig in Abständen von zwei bis drei Jahren beschieden gewesen! Wehen wir von der Polynereitis-Epidemie drei Jahre zurück, so haben wir Ende 1907 epidemische Dysenterie auf Tav, an welche die Zeute noch heute mit Schrecken denken. 200 Menschen sind ihr zum Opfer gefallen, also ein Verlust von über 3 v. d. der Gesamtbevölkerung. Auch hier deutet die Schwere der Epidemie auf eine Neuentstehung oder Wiedereinstellung. Witten zwischen die beiden eben erwähnten Seuchen hinein fällt 1908 noch eine weitere von unbekannter Art, die in einem Monat an 100 Menschenleben forderte, in den Berichten kurz als Millesepit bezeichnet. Ich habe die Übersetzung genommen, daß mit diesem oft wiederkehrenden Worte eine bestimmte Krankheit benannt wird, sondern jede in großer Verbreitung auftretende Krankheit, also ganz entsprechend unserm Worte „Zeute“. Dieser Begriff Millesepit haftet tief in Volk und ist bis in seinen religiösen Vorstellungen eingedrungen. Vor allem aber hat sich unter den Leuten der Glaube festgesetzt, daß das Auftreten einer neuen Millesepit in zeitlichem und ursächlichem Zusammenhang mit dem Anlaufen von Dampfern liegt. Mindestens für eine große Zahl von Epidemien werden wir diese Ansicht als vollkommen berechtigt anerkennen müssen, und je schärfer wir darauf achten, um so häufiger werden wir im Schiffverkehr die Luelle der Infektionen erkennen. Sit wurde mir auf meine Frage nach der Todesursache von Eltern, Geschwistern oder Kindern die Antwort gegeben: er starb an Millesepit. Aber wenn ich zurückfragte, an welcher Millesepit, so erfolgte immer die präzisere Angabe: an Dysenterie, Lungentzündung usw. Auch der Typhus war für sie eine neue Millesepit. Wechselseitig nannten die Leute sogar eine gerade jetzt auf der Insel herrschende Krankheit der Palmten ebenfalls Millesepit.

Wie während der letzten sieben Jahre durch vier ernite Epidemien, so ist auch während der weiter zurückliegenden Zeit das Volk periodisch schwer von Seuchen heimgesucht worden. Zu den amtlichen Me-

dizinalberichten ist ihrer gedacht. Gerade während meines Aufenthaltes auf Tav wurde der Typhus von einer neuen Infektionskrankheit, der Parotitis epidemica abgelöst, die seit einigen Jahren in der Südleie umgehend, nun auch hier ihren Einzug gehalten hatte. Ich habe nur junge Leute, im ganzen 22, davon erkrankt sehen, aber ihre Ausbreitung nahm scheinbar noch zu. Mehrmals trat die für Mumps charakteristischste Komplikation der Hodenentzündung auf. Auffällig war, daß die Eingeborenen selbst auf die Infektion mit dieser harmlosen Krankheit viel härtnischer reagierten als vergleichsweise der Europäer. Mehrtägiges hohes Fieber, heftige Nierenidmengen und starke Prostitution waren die Regel. Diese Erscheinung der verstärkten Reaktion sowie eines reicheren und hochgradigen Sträferverfalls wiederholt sich bei den meisten Infektionskrankheiten der Insel, wodurch Krankheiten, die wir als gutartig anzusehen gewöhnt sind, wie etwa die Anzillense*, bei ihnen bösarigen Charakter annehmen können.

Weiter treten bei einer Naturvolke seuchhafte Krankheiten nur selten nach einmaligen Erscheinen wieder vom Schauplatz ab. Die meisten von ihnen bleiben in Einzelfällen auf dem neu eroberten Gebiet zurück und vermögen bei günstiger Gelegenheit wiederum zur Epidemie anzuschwellen. So haben Typhus und Dysenterie als solche endemisch geworden Zeute zu gelten. Von letzterer ist sowohl Bazillen- wie Amöbenträger auf der Insel zu finden, auch die Komplikation des Leberabszesses kommt vor.

2. Die endemischen Volkskrankheiten.

Von ebenso schwerer Gefahr für das Volkswohl wie die epidemischen Krankheiten sind die endemischen, dauernd und scheinbar an ihm zehrenden Leiden. Nach Stärke der Verbreitung und Größe der Gefahr stehen hier die drei: Ankylostomiasis, Strychnin- und Tuberkulose weitans im Vordergrund.

Aber die Ankylostomiasis ist im Kapitel über den Typhus das Wichtigste schon erwähnt. Sie ist über die ganze Insel verbreitet und verursacht in ihren hohen Graden das jastimm bekannte Krankheitsbild. Interessant war, daß bei Stuhluntersuchungen Dr. Wujes sich herausgestellt hatte, daß Askariden, die sonst mindestens in gleicher Häufigkeit wie Ankylostomen in den Tropen aufzutreten pflegen, bei den Erwandlungen der Insel sehr selten waren. Ich glaube, daß sich diese Erscheinung aus dem starken Befallen der Zeute erklärt, da ja das Aecolium, einer der wirksamsten Bestandteile der Fecalmasse, als wurmtreibendes Mittel wirkt und als solches auch in unserer heimischen Pharmakopoe Aufnahme gefunden hat. Leider erstreckt sich diese Wirkung nicht auch auf Ankylostomen. Auf den weiter östlich gelegenen Marokinen, wo das Befallen nicht geist wird, ist nach den Berichten der dortigen Kräfte die allgemeine Askaridose wieder vorhanden. Ferner war mir auffällig, daß die Zeute des Erdseßens, die sonst gerade bei Ankylostomiasis so häufig angetroffen wird, und die ich aus einem intuitiv betriebenen Bedürfnis nach mangelndem Natrium- bzw. Kalifalgen erkläre, auf Tav vollkommen unbekannt ist. Es wäre ja denkbar, daß ebare Erdorten dort fehlen, oder ein Vergleich mit anderen, geologisch nicht erheblich verchiedenen Inseln unseres Mitteleuropäischen Beßes zeigt, daß dort der Brauch wieder vorhanden ist. Ich glaube auch

*) Wegen viele Meldungen „influenzartiger Erkrankungen“ auf den Südieinseln, namentlich von nichtärztlicher Seite, bin ich sehr leiplich in Anbetracht ihrer großen Ähnlichkeit mit tropischem Typhus oder Zeuqueneber.

hierfür die Erklärung in dem Befallenen zu finden. Der feimpulverifizierte Muskelzahn, der jeder Wetzelportion zugeführt wird, ist sehr wohl geeignet, dieselben Dienste wie die ehernen Erden zu leisten, nämlich der Kaltarmut der Nahrungsmittel abzuwehren. Wohlgerweise kommt überhaupt dem obigenen Kalziumurphosphat diese gleichsam physiologische Bedeutung zu. Auf den Zinken, von denen das Erdfleisch berichtet wird, fehlt der Wetzelpart.

Wie der Infektion mit Anthrostoniasis, so scheint auch der mit Krambözie nur ausnahmsweise ein Mensch auf Zap zu entgehen. Wohl nirgends werden sich ihre vielgestaltigen Krankheitserscheinungen besser verfolgen lassen als dort, wobei wieder zu konstatieren ist, daß die Westkaroliner auch auf diese Infektion besonders lebhaft reagieren. Abgesehen von den insbesonderen fallenden wohlbekanntesten Frühstadiumsymptomen treten gerade hier die bestimmtesten Epitaxien in besonderer Häufigkeit auf und geben mehrere gut untersuchte augenfallige Krankheitsbilder. Das entseelichste von ihnen ist das des „Zug“, jener sonst als Gangoia oder Rhinopharyngitis mutans bezeichneten Affektion mit ihren fürchterlichsten Entstellungen des Gesichtes. Sie spielt sich zwar stets im Bereiche von Mund, Nase und Rachen ab, so daß der an sich schon unformige lateinische Name richtiger Labiorhinopharyngitis heißen müßte, aber ihre Intensität wechselt in weiten Grenzen. Im ganzen sind drei Stufengrade zu unterscheiden. Erstens die harmloseste Form, bei der nur geringe Teile der äußeren Rippen- und Nasenhaut geschwürig ergriffen werden. Nach der Abheilung erinnern die Narben solcher Kranken an besonders tiefegehende Pockennarben. Beim zweiten Grade greift das Leiden auf die Schleimhäute über, von denen es bisweilen auch seinen Ausgang nimmt. Entsprechend ist die narbige Entstellung von Mund und Nase schon viel stärker. Beim dritten Grade erreicht diese ihren Höhepunkt, indem neben Haut und Schleimhäuten auch die Stimmteile ergriffen und zerstört werden, so daß nach der Abheilung nichts mehr von einem menschenwürdigen Gesicht übrig bleibt. Eine gräßliche Narbenfläche mit einer unformigen Öffnung, die ehemals Mund und Nase entsprach, und mit ekvipisch verzerrten Augen tritt an seine Stelle. Selbst das ganze Dach des harten Gaumens kann vernichtet sein, so daß man bei einem solchen Unglücklichen von der Nasenhöhle aus die Zunge liegen sieht. Solcher schweren Fälle laufen ungefähr 30 auf Zap herum. Bedeutend höher ist die Zahl der leichteren Gangoiafälle. Wie alle krambözischen Epitaxien tritt sie nur bei Erwachsenen auf. Meist dem Gesicht und ihre Veränderungen am häufigsten und auffälligsten an Händen und Füßen zu beobachten. Auch bei dieser Form lassen sich drei Intensitätsgrade unterscheiden. Beim mildesten beschränkt sich der Vorgang auf die äußere Haut, die teils ohne Geschwürsbildung, gewissermaßen „geschloffen“, zu lamellärer Abstoßung unter Hinterlassung pigmentloser Flecken kommt, teils als „offene“ Krambözie zu Abgaden und Geschwüren führt. Im zweiten Grade geht sie, wieder entweder ohne oder mit Ulceration, auf die tieferen Gewebsschichten über, namentlich die Sehnensehnen der Hand, wo sie nach der Ausheilung mit Vorliebe Kontraktionen eines oder mehrerer Finger in Vergeßstellung verursacht. Wird nur der kleine Finger von dieser betroffen, so erinnert das Ganze sehr an das sonst als Dupuytrinsche Fingerkontraktur bekannte Bild. Von einem früheren Beobachter (Strämer) wurde gerade dieses als „Karolinerhand“ beschrieben und ursprünglich auf die viele Beschäftigung mit dem Segeln zurückgeführt. Damit hat es sicher nichts zu tun, denn es findet sich oft genug bei alten Weibern, die nie ein

Segel in die Hand nahmen. Überdies habe ich keine unmittelbare Entziehung aus der Krambözie gut beobachten können. Der dritte Grad reicht mit seinen Zerstörungen über die Sehnen bis auf die Knochen und scheint im Gegenzug zur eben geschilderten Form häufiger den Fuß als die Hand zu befallen. Linbehandelt hinterläßt er an Stelle des Fußes eine unformige, völlig gelenklose, klumpige Masse, die entweder noch einige Lebensjahre trägt oder selbst ganz ohne solche sein kann. Als Folgeerscheinung dieses „Apoplex“ stellt sich Atrophie des ganzen Unterdenkels ein, dessen Muskeln ja durch die völlige Versteifung des Fußes außer Tätigkeit gesetzt sind. Obschon seltener, kommen doch ganz die entsprechenden Verformungen auch an der Hand vor. Es würde zu weit führen, wollte ich neben den eben skizzierten beiden am meisten hervor-tretenden noch alle anderen Epitaxien der Krambözie schildern. Es sind im Wesen die gleichen wie sie aus anderen Krambözieleiden der Welt beschrieben worden sind. Nur wird sich kaum ein anderer Volksstamm einer so unüberzesslichen, so vielgestaltigen und dabei in ihren Ausprägungen so schweren Zurückbildung rühmen können wie der von Zap.

Wir kommen zur dritten und meiner Überzeugung nach verhängnisvollsten der drei großen Volkskrankheiten Zaps, der Tuberkulose. Obwohl wir allen ihren aus Europa bekannten Formen auch hier begegnen, so ist, abgesehen von ihrer ganz enormen Verbreitung, den Beobachter doch sofort zweierlei auffällig. Das ist erstens ihr ungleich bösartigerer, oft galoppierend zum Tode führender Verlauf und zweitens das starke Prävalieren bestimmter Verlaufsformen. Wir greifen kaum zu hoch, wenn wir jeden 5. bis 6. Menschen der Insel als klinisch tuberkulös ansehen. Hat doch Dr. Buzo rund 600 Zungenblässe allein mit Drüsen-tuberkulose in Beobachtung bzw. Behandlung. Diektiv zeigt sich die Malignität der dortigen Tuberkulose u. a. in dem Ausfall der Piruetischen Reaktion. Wir haben bei ihr nicht, wie es in der Heimat dadurch zu sein pflegt, an der Zuspitzung eine rasch vorübergehende, malarartige Inzuration, sondern sehr häufig bilden sich unter heftigen örtlichen Entzündungserscheinungen Bläschen aus, die entweder unter Vorlebensbildung abheilen oder auch zu stark nässenden und schlecht heilenden Ulcerationen führen, so daß der ganze Ablauf der Reaktion äußerlich einer Schruppenentzündung mit abnorm starkem Ausfalle gleicht. Die drei bevorzugten Typen der Zapstuberkulose sind 1. Drüsen-, 2. Lungen-, 3. Hauttuberkulose. Die Drüsentuberkulose leidet meist die Sgenere ein und entwirrt im Grunde der heimischen Ztrophulose des Kindesalters. Kommt sie nicht zur Ausheilung oder zu tödlicher Miliartuberkulose, so schließt sich die Lungen-tuberkulose an, und zwar viel häufiger als daselbst. So entsetzt jenes von den Eingeborenen geächtete und in den früheren Berichten aus den Karolinen viel erwähnte Leiden des Sazrit, ein Wort, das man am besten mit unserer deutschen „Auszehrung“ überlegen würde. Wir ver-dolmetschte es „intelligenter Papaman nicht un-bezeichnend als „die Krauthheit, bei der ein Mensch immer weniger wird“. Man ist auch ärztlichereits anfangs geneigt gewesen, Sazrit als eine eigene Krank-heit aufzufassen. Zu der Tat sind die Drüsen- und die Allgemeinerkrankungen oft so hochgradig, wie man sie nie bei der heimischen Ztrophulose zu Gesicht be-kommt. Zu beiden Seiten des kindlichen Halses liegen bis zu fünfzig die Drüsenpare, von Sierwinzel bis unter die Clavicula hexacordata, anfangs solid, sehr bald verflüssigt, und man ist nach einer operativen Anströmung erstaunt, wie überhaupt solche ungewöh-nlichen Drüsenmassen anatomisch haben Platz finden



tönnen. Weiter unterscheidet sie sich von der Strophulose dadurch, daß sie nicht nur Kinder, sondern auch jugendliche Erwachsene und selbst Leute im höheren Alter ergreifen kann. Trotzdem ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß wir im Saffrit Tuberkulose vor uns haben. Denn: 1. der pathologisch-anatomische Befund einschließlich des Nachwieses der Tuberkelbazillen ist derjenige der Tuberkulose; 2. die Drüsentuberkulose steht in die Lungenarterienulose über; 3. die Tuberkulinreaktion ist bei allen Saffritkranken stark positiv; 4. die ausgezeichnete therapeutische Wirkung des Lebertran, im Verein mit roboterischer Ernährung, wie sie von Dr. Waue im großen durchgeführt wird, spricht gleichfalls für die strophulöse Natur der Leiden. Saffrit ist die häufigste aller Todesursachen im Alter von 2 bis etwa 20 Jahren. In diesen Altersklassen stellt sie 50 v. H. aller Todesfälle. Später tritt sie stark zurück und beteiligt sich nur noch mit 7 v. H. an der Gesamtsterblichkeit (vgl. Tab. VII n. VIII).

Die Nauruberkulose entwickelt sich meist derart aus der Drüsentuberkulose, daß sich von Durchbruchstellen bereiteter Drüsen aus reich vorwärtschreitende Geschwüre bilden, die nicht auf den Hals beschränkt bleiben, sondern große Teile des Thorax in Mitleidenchaft ziehen können. Seltener ist es, so bezeichnen breite, flache Narbenstränge, die bisweilen den Stoff unbeweglich am Brustkorb fixieren, ihre ehemalige Bahn. Nicht selten ist eine Verengungsfähigkeit tuberkulöser und frambösjiger Geschwüre.

Von Lungenschiffen sah ich alle Stadien vom leichten Katarrh bis zur Spitzeninfiltration bis zur Cavernabildung.

Drüsen-, Haut- und Lungenarterienulose sind der Jaßh nach zwar die weitaus häufigsten Formen, doch fehlen auch die anderer Organe, einschließlich der Nierenarterienulose nicht. Nebenbei sei auf die nicht uninteressante Tatsache hingewiesen, daß wir hier einen schwer von Tuberkulose beimgendeten Menschenidlag vor uns haben, bei dem nicht die geringsten ursächlichen Beziehungen zur Tuberkulose des auf der Insel nicht heimischen Kindes bestehen, eine Tatsache, die nicht ohne Bedeutung für die in der Heimat weit erörterte Frage der Wechselwirkungen zwischen Kinder- und Mienchenulose ist. Wohl aber sind nicht nur alle sonstigen daheim für die Tuberkuloseverbreitung angekaufigsten Umstände auch hier anzutreffen, sondern außerdem noch zwei für die Westkarolinen ganz spezifische. Zunächst die Übertragung durch den Wefel. Die bisweilen zu beobachtende Gephlogenheit, einen angelauten Wefelpriem weiterzugeben, ermöglicht die unmittelbare Vermittlung der Tuberkelbazillen. Mittelbar ist aber seine Gefährlichkeit noch viel größer, denn wenn ein schwindbildiger Wefelkauer hundertmal und öfter seinen mit Bazillen beladenen Auswurf in die Umgebung verstreut, so macht er sie damit zu einer dauernden beakmen Infektionsquelle. Die zweite eigenartige Übertragungsmöglichkeit der Tuberkulose, die meiner Ansicht nach für die indische Tuberkulose eine große Bedeutung hat, liegt in der allgemeinen Sitte der Japanner, ihren kleinen Kindern die Nahrungsbissen vorzukauen. Es ist nicht zu erwarten, daß dieser Weg kein mag, wenn ihn durch diese Praxedur ein Teil der die Vorbereitung vorbereitenden Arbeit abgenommen wird, so nahe liegt die Gefahr einer direkten Infektion des Kindes durch eine kranke Mutter.

Die drei großen Volksleiden der Insel leisten sich leider gegenwärtig Unterstützung, vor allem in der Weise, daß Ankylostomiasis und Frambözie durch ihre Schwächung der Konstitution und Anämie der Tuberkulose den Boden bereiten. Weiterhin ist allen dreien eigen, daß sie meist schon in der Kindheit erworben

werden und so beharrlich den Karoliner durch sein ganzes Leben begleiten, bei Hunderten alle drei zusammen in verhängnisvoller Verbundgenossenschaft.

8. Sonstige Krankheiten der Insel.

In den vorstehenden beiden Kapiteln haben wir die Ursachen kennen gelernt, die teils das größte Kontingent in der Sterblichkeit Japs stellen, teils die Widerstandskraft der Absterbenden bedrohen. Damit ist jedoch die Liste der Krankheiten nicht erschöpft. Wir müssen wenigstens noch alle die von ihnen kurz Revue passieren lassen, die zwar geringer an Frequenz, doch nach irgendeiner Richtung hin über das Einzelwesen hinaus die ganze Volksgesundheit nachteilig beeinflussen. Zuoberst ist die Geschlechtskrankheiten. Über ihre Verbreitung habe ich keine eigenen Beobachtungen anstellen können, die für ein einigermaßen zuverlässiges Urteil genügt. Die Leute sind bei allem sonstigen Entgegenkommen in diesem Punkte von begrifflicher Zurückhaltung. Die Unschärfe des Urteils gilt namentlich für die Syphilis. Daß sie vorkommt, ist durch einige frische Fälle, die Dr. Waue in Behandlung hatte, sicher erwiesen. Wenn schon die häufigen Tot- bzw. Frühgeburten den Verdacht auf syphilitischen Ursprung erwecken müssen, scheint ihre Verbreitung bisher doch nicht stark zu sein.

Die Krankheitsbegriffe, die der Japannan hat, decken sich nicht immer mit einem entsprechenden unierer medizinischen Terminus, sondern er hat nebensächlich Sammelnamen, deren Gemeinames gewöhnlich ein besonders hervorstichendes Symptom ist, gleichviel von welchem Grundeinde es hervorgerufen wird. Den umfassendsten dieser Sammelbegriffe haben wir im Milisepit bereits kennen gelernt. Ein zweiter ist der des „Alingen“. Das Kollektivum dieser Gruppe ist der stopfschmerz, sei es nun, daß er von einer fieberhaften oder sei es sonstigen Krankheit verursacht ist, so ungeschärft, wie bei uns vom Jaien mit dem Begriff des Rheumatismus gewirkelt wird. Irgeineine einheitliche Ursache für die unter Alingen subsumierten, vielen Todesfälle besteht sicher nicht. Zweifelhaft ist mir geblieben, ob wir es bei einer weiteren Gruppe, die als „Saffio“ bezeichnet wird, mit einer Krankheit sui generis oder ebenfalls nur mit einem Sammelnamen zu tun haben. Die Saffiotranken bezeichnen sich selbst als solche und wissen, daß ihre Widerstandskraft herabgesetzt ist, so daß sie bei irgendeiner hinzutretenden ernten Krankheit schwer gefährdet sind. Ich habe viele solche Saffiotente, immer Erwachsene, gesehen und untersucht. Die allen gemeinsamen Symptome sind folgende: sie sind anämisch und periodisch treten bei ihnen Schwellungen der Füße auf, die auch auf den Unterleib überzuziehen können. Es sind keine Ödeme, sondern sie imponieren als Verbindungen der Cutis, ähnlich denen der Elephantiasis. Deshalb liegt zunächst auch der Verdacht auf eine fibrilläre Entzündung in mir auf. Ich habe aber weder im Tages- noch im Nachtblute der Saffiotranken Filarien gefunden. Am wahrscheinlichsten will mich dünken, daß wir es mit einer ungenügschlichen, auf Gefäßentzündungen beruhenden Erscheinungsform der Spätkrankheit zu tun haben.

Sicherer sind wir in der Benennung der Krankheit „Delag“, die mit unserer Augenentzündung übereinstimmt. Ist Saffrit die häufigste Todesursache der Jugend, so Delag die des Alters. Wie so vielfach bei Naturdifferenz verläuft auch auf Jap die Pneumonie hämisch und mit bedrohlichen Herzereignissen, die in einem höheren Prozentfuß als beim Europäer zum Tode führen. Neben der Augenentzündung sind auch andere akute und chronische Krank-



heiten der Atmungsorgane auf Jap häufig, besonders Bronchitis, Asthma und Emphysem bei Greisen.

Etwas unterschätzt wurde bisher wohl die Verbreitung der Lepra auf der Insel „Drau“ von den Eingeborenen genannt. In den von mir besuchten Erdoasen und unter dem polynesischen Materiale Dr. Suijs konnte ich 12 Ausgänge ermitteln, darunter zwei Fälle von Lepra tuberosa.

Verhältnismäßig sehr gering im Vergleich zu anderen primitiven Völkern ist die Zahl der chronischen Nierenschwefelgeschwüre; ein sichtlicher Erfolg ärztlicher Tätigkeit und Belehrung, denn anfänglich stellten gerade sie die Hauptzahl aller zur Behandlung kommenden Kranken, und zwar ihre Heilung hat seinerzeit die Heide zum Verständnis der ärztlichen Kunst geschlagen. Dr. Born hatte vor 10 Jahren noch eine jährliche Frequenz von 130 Fußgeschwüren. Sie bedürfen nicht nur deshalb der Erwähnung, weil sie bisweilen bei alten Leuten, wovon ich mich in einem Falle überzeugen konnte, karginomatös entarten (ein Verhalten, das ich niemals bei Negerhäuten beobachtet habe) und nicht nur weil langdauernde, idiosyncrasie heilende Geschwüre den Kranken hochgradig entkräften können, sondern auch deshalb, weil sie dadurch eine mittelbare Bedeutung gewinnen, daß auf Jap jeder auch an einer ersten äußeren Krankheit Leidende sich des Geschwüresverlehrs zu enthalten hat und dadurch für das Fortpflanzungsgeschäft ausgeschlossen ist.

Ebenfalls seltener als z. B. bei Negerhäuten sind die parasitären Hautkrankheiten. Besondere Erwähnung bedarf die Tinea imbricata, die ich bei 13 v. H. der Dorfbewohner notierte, was im Vergleich zu ihrer häufigen, stellenweise bis über 90 v. H. steigenden Verbreitung im Sundagebiete günstig ist. Die Tinea steht kaum mit Recht im Rufe der Harmlosigkeit, denn sobald das Leben einmal den ganzen Körper überzogen hat, ist es ausnahmslos mit schwerer Anämie verbunden. Es wäre ja auch kaum begründlich, wenn die ununterbrochene Erkennung des ganzen Hautorgans purius am Gehirntorgans vorübergehen sollte. Auffällig war mir, daß weitaus die meisten der beobachteten Tineaellen unter den Högigen des Volkes zu finden waren, während nur ausnahmsweise ein freier Japmann mit ihr behaftet war. Es besteht ein Unterschied zwischen Freien und Högigen, der für die Erklärung dieser Beobachtung in Frage kommt. Jeder freie Japmann und jede Frau pudert den Körper sorgfältig mit einer trockenen, aus der Schwurzel (*Cureuma longa*) hergestellten, eigenartig riechenden, trockenen Paste ein, Keng genannt. Diese Sitte ist ein Vorrecht der Freien und wird heutzutage als Schmutz betrachtet und geißt; den Högigen ist er verboten. Als Grund der Anwendung der Schwurzel hat man einen vermeintlichen Schutz gegen Erkältungskrankheiten durch Verstopfung der Hautporen angenommen. Näher liegend und wahrscheinlicher aber dünkt mich, daß ursprünglich ein Schutz der Haut gegen Insektenstiche und Parasiten erzielt werden sollte. In der Tat ist die Haut der freien Japbewohner nicht nur von Tinea, sondern auch anderen Hautleiden viel mehr verschont als die der Sklaven. Versuche über eine eventuelle antiparasitäre Wirkung der *Cureuma longa* sollen noch angestellt werden.

Auffallend groß ist nach Angabe eines ärztlichen Berichtes aus Jap die Zahl von 42 „Geisteskranken“. Ich habe keinen von ihnen zu Gesicht bekommen; nur einige Imbecille habe ich gefunden. In einem der besuchten Dörfer wurde indessen ein junger Mann vor mir verhaftet gehalten, dessen mit geschwürter Krankheitssymptome eine *Dementia praecox* vermuten ließen.

Aberblicken wir die ganze Pathologie der Insel Jap, so sehen wir, wie sie sehr stark durch Japans von außen her in letzter Zeit bereichert worden ist. Von fremden Kulturgütern haben die Leute anfallend wenig bisher angenommen, viel weniger als z. B. die meisten Negervölker; von den Kulturbüchern aber mehr als genug. Hier haben wir ein Beispiel dafür, daß es zur Vermittlung jener einer weit längeren Spanne Zeit bedarf als zur Ausstattung mit diesen. Wegen die Annahme jener sträubt sich der am alten festhaltende Sinn eines Naturvolkes, aber gegenüber diesen nützt alles Sträuben nichts. Einmal übermüdet, geht ihre Ausbreitung, in wiefern speziellen Fälle die der übertragbaren Krankheiten, selbsttätig weiter vor sich, genau wie ein einziges Farsbörndchen, von einem Vorübergehenden in ein Gefäß mit Wasser geworfen, dieses rasch durchdringt, auch wenn der Vermittler wieder davonzieht. Dabei wird der Inhalt des Gefäßes um so schneller und stärker durchdringt, je kleiner es ist. Wir wollen ferner nicht vergeßen, daß der Verkehr mit der Insel Jap zwar kein besonders lebhafter ist, daß er sie dafür aber, abgesehen von Afrika, in unmittelbarem Kontakt mit allen anderen Erdteilen gebracht hat, wodurch auch deren sämtliche Krankheiten ihr näher gerückt sind. Auf der anderen Seite hat gerade die Bevölkerung isolierter Inselgruppen früher, vor ihrer Einbeziehung in den Weltverkehr, unter ganz besonders günstigen Verhältnissen hinsichtlich ihrer Anpassung an Krankheiten gestanden. Inselvölker leben in dauernder, sei es friedlicher, sei es kriegerischer Verbindung mit ihren Grenzgebieten; der Nachbarschaft der Inselvölker ist das Meer der geringe Verkehr mit anderenartigen Stämmen unmöglich, es im Laufe der Jahrhunderte, daß die ursprünglichen Krankheiten der Inseln immermehr von ihrer Schwere verloren, indem entweder eine allgemeine Immunität eintrat oder immer die zu ihnen disponierten organismen wurden, während die Widerstandsfähigeren überlebten, ihre günstigeren Anlagen vererbten und so die Stärke und Ausdehnung der Krankheiten vermindern halfen. Außer mit den Nachbarinseln, auf denen eine gleichartige Bevölkerung mit gleichen Krankheiten wohnte, war ein Verkehr mit anderen, entfernteren Völkern nur ausnahmsweise oder ungewollt gegeben; und dann waren während der langen Fahrt auf verödeten Mann etwinge alte übertragbare Krankheiten schon abgelaufen. Je isolierter deshalb die Lage einer Insel ist, um so näher wird die natürliche Anpassung dem Ideal kommen, daß endogene Epidemien überhaupt unmöglich werden und daß endemische Krankheiten sich immer mehr abschwächen. So günstig eine solche Isolierung während der Abgeschlossenheit gegen entfernte Kontinente für das Japvolk gewesen ist, so nachteilig mußte sie bei deren Schwinden sein, denn nun erhöhte sie die Empfänglichkeit für alle die Seuchen, von denen sie bis dahin befreit war. Dazu kamen die in zeitlich rascher Folge über das Land, dem seine Zeit gegönnt war, sich von den Verinteten des einen Linglids zu erholen, bis ein neues hereinbrach. Die Ausbreitung aller neuen Krankheiten wurde begünstigt durch die Lichte der Befebefung, durch den engen Verkehr der einzelnen Ortschaften, durch die hygienische Sorglosigkeit, zu der sie durch die Frühere Günst der Verhältnisse erzogen waren und durch die völlige Unkenntnis irgend welcher Heil- oder Schutzmittel gegen die ihnen unbekanntem Feinde.

Diese insulare Isoliertheit ist wohl von den Erbngruppen als nachsächlich für die Eigenart vieler Infektionskrankheiten schon längst erkannt, aber für die enge, einseitige Anpassung von Krankheiten wohl kaum schon



genügend gewürdigt worden. Gerade ihre während der letzten Jahrzehnte stattgefundenen Durchbrechung haben wir zur Erklärung vieler der unter den Karolineren in auffallender Heftigkeit oder Häufigkeit auftretenden Krankheiten herangezogen. Das Volk steht in einer gesundheitslichen Krise, wie sie auch anderen, auch Kulturvölkern nicht erspart geblieben ist, sobald sie unvernünftig aus den bis dahin für sie gegangenen Schranken ihres Verkehrs und ihrer Natur herausstraten. Auch Deutschland hat sie erlebt; ich erinnere an die schwere Seuchenvermittlung durch die Kreuzzüge oder an die schwerste aller Kriegen, denen die deutsche Volkskraft ausgeht war, die durch den 30jährigen Krieg, in dem Millionen nicht vor dem Feinde, wohl aber vor den Seuchen dahinstarben, und kaum mehr als ein Viertel der ursprünglichen Volkszahl übrig blieb.

IV. Der Bevölkerungsaufbau der Insel.

Nachdem wir uns einen Überblick über die wichtigsten Krankheiten Jap's verschafft haben, wird es zweckmäßig sein, an der Hand des vorliegenden statistischen Materials den gesamten Aufbau der Bevölkerung zu betrachten. Er weicht in fast allen wesentlichen Merkmalen erheblich vom durchschnittlichen, normalen Aufbau eines Volkes ab. Wir wollen daher auch in diesem Kapitel nicht so sehr den Gründen dieser Eigenart nachgehen — ich hoffe, sie werden sich im Laufe unserer Erörterungen ganz von selbst ergeben — als sie vielmehr zur besseren Bewertung durch Hinweis auf die entsprechenden Verhältnisse bei anderen Völkern verglichen beleuchten.

1. Die jetzige Bevölkerungsdichte der etwa 217 qm großen Insel beträgt knapp 30 Stöpie auf den Quadratkilometer. Sie entspricht damit ungefahr der Bevölkerungsdichte Europas im ganzen und übersteigt die aller übrigen afrikanischen Kolonien bei weitem. In Frankreich reichen mehrere Provinzen nicht über die gleiche Zahl hinaus. Jap ist also auch heute noch gut bevölkert. Aber die Größe der Einbuße in den letzten Jahrzehnten liegen keine genauen Zählungen vor; die Schätzungen aus japanischer Zeit gehen weit auseinander. Dochgreifende Angaben von Landesbeamten (Sabaru) lauten dahin, daß noch Ende der achtziger Jahre die Weibszahl 12000, also fast das Doppelte der heutigen betragen habe. Die Bevölkerung ist keineswegs gleichmäßig über die Insel verteilt, sondern wir haben eine ausgeprägte Anhäufung auf dem fruchtbarsten und für den Seeverkehr bequemsten Küstenstreifen, wo fast alle der rund 100 Städteorten gelegen sind. Die landeinwärts sich erhebenden Höhenzüge sind nur sehr schwach, auf weite Strecken überhaupt nicht bewohnt.

2. Sehen wir uns die Bevölkerung nach dem Geschlecht an, so ergibt sich für die Erwachsenen ein ungefähres Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen, während bei den Kindern ein sehr starkes Überwiegen des männlichen über das weibliche Geschlecht statthat. Die normale Grundtendenz der Entwicklung ist die, daß die Völker im allgemeinen bei ihren Geburten einen möglichen Überschuß von Knaben haben, so daß ungefahr 105 bis 106 auf 100 Mädchen entfallen. Dieser Überschuß gleicht sich schon in den ersten Lebensjahren sehr rasch durch eine erhöhte Sterblichkeit der Knaben aus und legt sich in den Kulturstaaten sogar zu einem geringen Überwiegen des weiblichen Geschlechtes um. In unserem Beobachtungsgebiete aber herrscht für die gesamte Kindheit der Knabenüberschuß in dem hohen Verhältnis von 130 : 100. Es ist unmöglich anzunehmen, daß das Geschlechtsverhältnis bei den älteren Generationen so zustande gekommen ist, daß

nur eine erhöhte Sterblichkeit der Männer den anfänglichen Überschuß beseitigt hat. Vielmehr deutet dieser so starke Kontrast zwischen dem Verhältnis der Geschlechter bei Erwachsenen und Jugendlichen mit zwinzgender Notwendigkeit darauf hin, daß die Knaben noch zu besprechenden Gründen des hohen Knabenüberschusses sich erst in neuerer Zeit eingestellt haben.

3. Aufbau der Bevölkerung nach dem Lebensalter. Ich habe mich bei meinen Erörterungen darauf beschränken müssen, das ungefähre Alter von 5 zu 5 Jahren zu bestimmen. So die Eingeborenen zwar ihr Alter nicht nach Jahren angeben können, wohl aber sehr genau wissen, wer von ihnen der ältere oder jüngere ist, ging ich so vor, daß ich meine Besprechungen mit ihnen immer in der Reihenfolge des Alters der Anwesenden hielt, wodurch die Altersschätzungen sehr erleichtert wurden. Sie idner ohne dieses Hilfsmittel solche Schätzungen sind, müge daraus hervorgehen, daß schon auf von einem Europäer der Vater für jünger gehalten worden ist als sein Sohn. Neben den Altersklassen von 5 zu 5 Jahren ließen sich noch weitere auch für die Begriffe der Eingeborenen gut abgrenzbare Gruppen aufstellen. Zunächst das erste Lebensjahr, das in Deutschland meist mit dem „Säuglingsalter“ identifiziert wird. Hier fallen bei der mehrjährigen Laktation der Frauen beide Begriffe nicht zusammen, wohl aber habe ich alle Kinder, die noch nicht laufen konnten, als ins erste Lebensjahr gehörig betrachtet. Die nächste gut gekennzeichnete Altersklasse ist die der Kinder bis zur Reife. Bei den Karolinerknaben tritt sie — im Gegensatz zur Regerebevolkerung Neu-Guineas — sehr früh ein und wird schon ansehnlich dadurch kenntlich gemacht, daß jede Menstruierte als Zeichen ihrer Reife eine aus Gras geflochtene, schwarz gefärbte lange Schnur um den Hals trägt, die vorn zu einem Knoten geschürzt wird. Eine dritte Altersklasse des weiblichen Geschlechtes umfaßt alle Frauen von der Reife bis zur Menopause, der Grenze der Gebärfähigkeit.

Was das so wichtige Verhältnis der Kinder zu den Erwachsenen anbetrifft, so entfallen in Jap auf 1000 von diesen nur 267 von jenen Zahlen, deren schwerwiegende Bedeutung uns klar werden wird, wenn wir berücksichtigen, daß in Deutschland auf 1000 Erwachsene 534 Kinder unter 15 Jahren, also genau das Doppelte, entfallen, und daß selbst Frankreich mit seinem Bevölkerungszuwachs 350 Jugendliche auf 1000 Erwachsene stellt. Neben der auffällig geringen Zahl von Kindern haben wir auf Jap eine nicht weniger auffällige, große Zahl alter Leute. Während man sonst unter den Naturvölkern, namentlich den Negern, nur selten wirklich hochbetagte Menschen trifft, wird jedem Beobachter gerade ihre starke Beteiligung an der Bevölkerung der Insel in die Augen springen. Dabei sind die Betagtesten meist so altersschwach, daß sie ihre Befahrung nicht mehr verlassen können und gewöhnlich nicht in die Erziehung treten. Ein Alter über 70 Jahre hinaus gehört nicht zu den Seltenheiten; aber selbst zur Annahme eines Alters von amähernd 80 Jahren war ich durch Ermittlung der Nachkommenhaft der Betreffenden mehrfach gezwungen. In Deutschland, das in diesem Punkte nur von Frankreich und Norwegen noch um einige Prozente übertroffen wird, beträgt der Anteil der Greise über 60 Jahre an der Gesamtbevölkerung 8 v. H., hier auf Jap 17 v. H.! Dieses starke Überleben der alten Generationen erscheint mir als weiterer schwerwiegender Grund für die Annahme, daß die Ursachen des Volksniederganges erst jüngerem Datum sein können. Natürlich werden bei jedem durch Geburtenmangel im Niedgang befindlichen Stamm die jüngeren Jahrgänge

verhältnismäßig schwächer vertreten sein müssen; aber das so hohe Alter der Überlebenden spricht dafür, daß sie aus einer noch widerstandsfähigeren Zeit ihres Volkes stammen. Diese starke Beteiligung höherer Altersklassen kann für den gesamten Quantums einer Bevölkerung nicht ohne tiefe Folgen bleiben, denn wir müssen bedenken, daß damit gleichzeitig die Zahl der unproduktiven Individuen, unproduktiv sowohl für den Nahrungsmittelverbrauch als die Erzeugung von Nachkommenschaft, in Verhältnis zu den produktiven stark anwächst. Daraus ergibt sich eine nicht zu unterschätzende Mehrbelastung der Jüngeren mit Feld-, Haus- und sonstiger Arbeit im Vergleich zu früheren Zeiten. Da aber die Feldarbeit zum größten Teil auf den Schultern der Frau ruht, drückt auch diese Mehrbelastung vornehmlich auf sie.

4. Ebenso bedeutungsvoll wie die Verhältniszahl der Kinder und Erwachsenen ist für die Beurteilung der Entwicklung eines Volkes die Zahl der Geburten im Vergleich zu den Todesfällen, als Ausdruck seiner Zu- oder Abnahme. Das erste bisher zahlenmäßig genau abgeschlossene Jahr ergab 128 Geburten bei 389 Todesfällen. Soweit sich übersehen läßt, ist bis Ende 1913 keine wesentliche Verschiebung zum Besten eingetreten. Bei diesen beiden Zahlen ist sowohl die der Sterbefälle außergewöhnlich hoch als die der Geburten abnorm tief. Berechnen wir beide auf 1000 der Gesamtbevölkerung, so würden demnach im Jahre 62 Todesfälle gekommen sein gegen durchschnittlich 25 in Deutschland, und 25 Geburten gegenüber 30 bis 45 in den verschiedenen europäischen Ländern. In ganz überausstarkem Gegensatz zu dieser hohen allgemeinen Sterblichkeit und niedrigen Geburtenziffer steht eine so tiefe Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr, wie sie selbst unter Kulturvölkern bisher nur ausnahmsweise erreicht worden ist. Sie beträgt wie in Preußen. Man hat sich zwar überall das Streben ergeben, daß durchschnittlich die geringste Kindersterblichkeit dort zu finden ist, wo die niedrigsten Geburtenziffern sind, indem die wenigen Kinder und die geringe Beanspruchung der weiblichen Gebärkraft eine sorgfältigere Pflege ermöglichen, während andererseits starke Kindersterblichkeit zu erhöhter Produktion führt; aber wir werden noch sehen, daß auch der Japaner ein gut Teil persönliches Verdienst an diesem günstigen Ergebnis zugezrieben werden muß.

5. Vollen wir den Ausdruck der natürlichen Fruchtbarkeit eines Volkes haben, so müssen wir die Kinderzahlen ins Verhältnis zur Zahl der Frauen setzen. Die von mir befragten 631 Frauen hatten im ganzen 996 Kinder geboren, also je im Durchschnitt 1,6. Nehmen wir nur die an der Gebärgränze Angehörigen, so hatten 396 von ihnen 591 Kinder zur Welt gebracht; ihre durchschnittliche Fruchtbarkeit betrug demnach 1,9 Kinder. Diese niedrige Zahl kann auf zwei verschiedene Arten zuzufinde kommen; erstens dadurch, daß ein verhältnismäßig großer Teil der Frauen überhaupt kinderlos bleibt, also steril ist, und zweitens so, daß sich die geringe Geburtenzahl auf alle Frauen ungefähr gleichmäßig verteilt. Welche von beiden Arten liegt für Jap vor? Auch hier kam bei meinen Nachforschungen ein überraschendes Ergebnis an den Tag. Ich hatte aus mehrfachen Schilderungen von anderer Seite den Verdacht geschöpft, daß viele Japaner steril seien; hat doch sogar ein Beobachter der Insel die Behauptung ausgesprochen, daß drei Viertel aller Ehen kinderlos seien. Ich nahm nun zwar nicht die einzelnen Ehen zum Ausgangspunkt der Erforschungen, sondern die einzelnen Frauen. Aber dabei ergab sich, daß von 498, die über 30 Jahre

alt waren, so daß man mit einiger Berechtigung annehmen darf, sie werden auch weiterhin kinderlos bleiben, nur 55 = 11 v. D. nicht geboren hatten. Unter den 133 jüngeren Frauen waren freilich weitere 81 geburtenlos; namentlich gehörte bis zum Alter von 20 Jahren ein Kind trotz mehrjähriger Ehe zu den Ausnahmen. Aber diese Altersklassen können wir in ihrer Gesamtheit nicht als steril bezeichnen, denn viele von ihnen werden später sicher noch gebären, da die Japaner den Eintritt der Mutterschaft durch Fruchtabtreibung während der Jugendjahre hinauszuverschieben pflegt. Also die Zahl steriler Frauen ist gering. Wederlich hoch aber ist die Zahl derer, die nur ein einziges Kind zur Welt brachten, d. h. der nach dem ersten Kinde steril werdenden Frauen. Von den jenseits des Klimaxteriums stehenden 306 Frauen hatten, abgesehen von den völlig geburtenlosen, noch weitere 102 nur ein einziges Kind geboren, sei es, daß sie aus Ehen vor den Beschwerden einer neuen Schwangerschaft diese freiwillig unterdrückten, sei es, daß sie unfreiwillig vor ihr bewahrt blieben, wobei wir als Ursache vor allem die Monorrhoe mit ihren Komplikationen zu denken haben.

6. Bevölkerung nach dem Familienstand. Berücksichtigen wir hierbei die Beziehungen der Erwachsenen zur Ehe, so ergeben sich die Möglichkeiten des Ledig-, Verheiratet-, Verwitwet- und Geschiedenens; für die Kinder neben der Zugehörigkeit zu ihren Eltern das Verwaitssein und die Adoption.

Auf Jap besteht nur ganz ausnahmsweise Polygamie; aber die Ehe hat die Form der temporären Monogamie angenommen, womit ausgesdrückt sein soll, daß zwar immer nur eine Frau auf einmal in ehelicher Gemeinschaft mit dem Manne lebt, daß diese aber oft und leicht gelöst wird, um einer neuen Ehe zu machen. Unter allen von mir befragten Frauen waren wohl einige, die gerade nicht verheiratet waren, aber nur eine einzige, die überhaupt noch keinen Mann bekommen hatte. Die Gründe dieses Unverheiratet-gebliebenens konnte ich nicht herausfinden. Sie schienen mir aber mit irgendwelchen sorgfältig geheim gehaltenen, religiösen Vorstellungen verknüpft. Nebenfalls war die Ehelosigkeit bei ihr nicht gleichbedeutend mit Verzicht auf Geschlechtsverkehr; denn sie hatte zwei Kinder. Männer habe ich vier gefunden, die nie verheiratet gewesen waren; aber es war ihnen stets verbleibt, nur dieses Geländnis abzugeben, und es wurde stets von einem schadenfrohen Lächeln der übergen begleitet. Körperliche Unmanlichkeit schien mir hier genügend die unfreiwillige Ehelosigkeit zu erklären. Die Zahl der unverheiratet bleibenden Männer ist größer als es zunächst scheint. Diese ziehen es, da Junggeleitertum nicht für ehrenvoll gilt, vor, sich als Arbeiter zum Dienste außer Landes anwerben zu lassen, wobei der Wunsch und die Vorstellung mitspielen mag, sich dadurch so viel materielle Schätze und Ansehen zu erwerben, daß sie nach ihrer Rückkehr mehr Glück bei der Weiblichkeit haben. Witumentum wird sowohl bei Frauen wie Männern möglichst bald durch eine neue Ehe beseitigt, solange sie noch im geschlechtsfähigen Alter stehen. Infolge der übergroßen Verletlichkeit der Ehescheidung gibt es nur wenig ältere Männer und Frauen, die nicht mehrmals in ihrem Leben verheiratet gewesen wären, und es war oft seltsam anzusehen, wenn der nach der Zahl seiner Ehen Befragte anfangs, sie an den Jüngeren zu zählen und bisweilen nicht recht wußte, ob er eine kurze Gemeinschaft vergangener Zeiten als Ehe gelten lassen sollte oder nicht. Mehrere hatten es bis auf zehn gebracht. Zweifellos ist aber diese Erbscheidung der kurzfristigen Ehen unter den jüngeren Generationen in der Zunahme begriffen. Die



häufigen Ehescheidungen können natürlich nicht ohne vererblichen Einfluß auf Familienleben und Kindererziehung bleiben, die allerdings teilweise dadurch ausgeglichen werden, daß die Frauen in ihrer großen Kinderliebe sich auch der aus fremder Ehe stammenden Kinder sorglich annehmen. Eine große Rolle im Volksleben der Zululander spielt die Adoption, die in doppelter Form geübt wird; teils als selbstverständliche, gern und musterhaft gelebte Pflicht vom Onkel an den verwaisen Stübchen des Bruders, teils als freiwillig begehrte Annahme eines oder mehrerer Kinder durch ein kinderloses Paar von anderen Familien. Kinderlosigkeit ist ebenso unehrenhaft wie Ehelosigkeit. Unter meinem Material von 769 Kindern waren 106 von lebenden Eltern adoptierte. Da diese Adoptionen oft vor den Adoptierten geheimgehalten werden, ist die Möglichkeit von Verwandtschaftsfeinden und ihren eventuellen Folgen gegeben.

7. Es mußte mir viel daran gelegen sein, einen zahlenmäßigen Überblick über die häufigsten Todesursachen auf der Insel zu bekommen. Zu diesem Zwecke suchte ich erstens von den Witzern die Todesursachen ihrer Kinder zu erfahren und zweitens erkundigte ich mich bei allen Erwachsenen, woran ihre Eltern gestorben seien. Die Schwierigkeit, die so gewonnenen Auskünfte zu verwerten, lag nicht darin, daß sich die Leute nicht sehr gut der Krankheiten ihrer Kinder und Eltern entsinnen, sondern darin, daß die erwählte Versuchensart ihrer Krankheitsbegriffe lediglich Schwierigkeiten aufzustellen erlaubt. Besonders schwierig war es, über die Todesursachen im ersten Lebensjahre brauchbare Auskunft zu erhalten, weshalb ich darauf verzichtete, hier für dieses Alter Krankheitsgruppen, die zum Tode führen, zu benennen. Meist handelte es sich inbezug um Ernährungsstörungen oder „Munden“. Im übrigen spricht die hier eingefügte Tabelle Nr. VII und VIII für sich selbst. Hervorgehoben seien nur aus ihr die verhältnismäßig hohe Zahl der Todesfälle im Wochenbett bzw. unter der Geburt und die beiden Gruppen lokalen Charakters; das sind die tödlichen Unglücksfälle durch Abstruz von einer Mastopsalmie und die immerhin erhebliche Zahl solcher, die auf Stammfahrten durch die Meerestromung vertrieben zugrunde gegangen oder wenigstens für ihre Angehörigen verfallen sind.

8. Außer durch Geburtenzuwachs und Sterblichkeit wird die Zahl eines Volkes durch Ab- und Zuwanderungen beeinflusst. Unfreiwillige Abwanderung erfolgt bisweilen in der Form des eben erwähnten Verschlagenerwendens. Dauernde, freiwillige Auswanderungen finden seit unserer Herrschaft auf Zap kaum noch statt. Vorübergehend oder verlassen viele die Insel, teils auf kurze Zeit, um Nachbarinseln zu besuchen, teils in Gestalt der Arbeiteranwerbung nach auswärts. Diese hat wie überall in der Südsee einen nachhaltigen Einfluß auf das Volkswohl. Ich möchte mich trotzdem an dieser Stelle über ihre Bedeutung ganz kurz fassen, da ich dieses Thema nach noch eingehender Beschäftigung mit der Materie auch in anderen Teilen des Schutzgebietes scharf unter die hügelnische Lupe nehmen will. Auf Zap ist die Anwerbung nach auswärts im Vergleich zu anderen Teilen unseres Schutzgebietes gering und wird 3 v. H. der Gesamtbevölkerung kaum überschreiten. Es gilt aber zu berücksichtigen, daß gerade bei einem in der Abnahme begriffenen Volke durch jede Anwerbung das bereits besendete ungünstige Verhältnis der produktiven zu den unproduktiven Altersklassen noch mehr verschlechtert wird, denn aus jenen rekrutieren sich die Angeworbenen. Selbst nach der absoluten Höhe gewürdigt, kann es nicht belanglos für die Volkswers-

mehrung sein, wenn 3 v. H. der Jungmannschaft dauernd außer Landes ist. Wie stark die Beeinträchtigung des Nachwuchs dadurch ist, läßt sich leider nicht zahlenmäßig errechnen; ich glaube aber, daß der fernstehende sie im allgemeinen unterschätzt. Verrag doch für Deutschland im Jahre 1871, wo wir ungefähr 3 v. H. des Volkes dem heimischen Herde für weniger als ein Jahr fern gewesen waren, der Geburtenrückgang volle 10 v. H.

5. Volksernährung und Genußmittel.

Volksernährung und Volksgenundheit stehen in engstem Zusammenhange und sind so empfindlich aufeinander abgestimmt, daß jede auch nur geringe Verschlechterung jener unweigerlich eine Benachteiligung dieser zur Folge hat. Selbst eine vorübergehende Mangelernährung bleibt unter Kulturböllern, die doch viel leichter als Naturmenschen Erfolg besaßen können, nicht ohne nachweislichen Schaden. Die Ernährungsweise der Inselleute bietet eine reichhaltige Auswahl an Molluskschalen und Obst (Taro, Manis, Zütskartoffeln, Kofosinsinen, Brotfrucht, Bananen, Papaja, Pfefsinen, Zuderrohr, Gurken usw.); aber nur ausnahmsweise animalische Nahrungsmittel und überhaupt keine Körnerfrucht und keine Leguminosen. Mit anderen Worten, es fehlen ihnen gerade hochwertige Eiweißspender in ihrer Ernährung. An Hausvögeln züchten sie nur Kühner, Schweine und gelegentlich Enten. Aber alle drei sind weit entfernt davon, ein allgemeines Nahrungsmittel zu bilden, denn wenn der Zapmann irgend dazu Gelegenheit hat, verkauft er sie viel lieber als sie zu essen. Fischfang wird gelegentlich betrieben, aber auch nicht so, daß seine Ausbeute ein Volksernährungsmittel darstellte. Zudem werden den Starolinern durch zahlreiche priesterliche Speiseverbote bald diese bald jene ihrer Nahrungsmittel vorenthalten. Solche Verbote erstrecken sich bald auf die Gesamtheit des Volkes, bald nur auf einzelne Gruppen; bald gelten sie dauernd, bald nur vorübergehend. Da sie kein Getreide, keinen Mais, Reis, Erbsen, Hirse, Bohnen oder dergl. haben, fehlt ihnen, um ein Wort aus der Richterprobe zu brauchen, jedes Krautfutter. Diesen Mangel in den Nahrungsmitteln des Zapvolkes möchte ich sehr nachdrücklich unterstreichen. Ich möchte glauben, daß viele Zeichen seiner Widerstandsfähigkeit und Schwäche darin ihren letzten Grund haben. Die Leute sind nicht eigentlich unterernährt; aber ihr Ernährungszustand ist gerade nur für den Zustand des gesundheitlichen Gleichgewichtes hinreichend; in Krankheitsfällen haben sie „nichts anzusetzen“. Es ist ganz auffällig, wieviel leistungsfähiger und kräftiger im Körperbau alle die Angehörigen des Bezirksamtes und die Polizisten sind, die neben ihren Vegetabilien regelmäßig Reis und Brot als Kost erhalten; es ist ferner auffällig, welche überraschend günstigen therapeutischen Wirkungen bei vielen Krankheiten lediglich durch eine roborie-reiche Diät erzielt werden. Der Anteil der Weislaroliner, der seine ursprüngliche Heimat verlassen hat und auf den Marianen sitzt, wo er mit den Akerbau und Viehzucht treibenden Chamorros in Verbindung gekommen ist, zeigt nicht die gleiche Sinnfälligkeit und Bevölkerungsabnahme wie auf Zap. Umgekehrt sind die Chamorros, die auf Zap leben, und die doch ganz den gleichen klimatischen Bedingungen ausgesetzt sind und dieselben Inzestionsmöglichkeiten haben, weit widerstandsfähiger und haben vorzügliche Kinderzahlen. Der einzige wesentliche Unterschied, den ich in ihrer Lebenshaltung entdecken kann, ist der, daß diese Chamorros Mais kauen und anderem Reis und Fleisch in ihren täglichen Nahrungsbedarf aufgenommen haben. Man könnte mit ein-



wenden, daß doch die Karoliner früher auch ohne ein solches Karstfutter gut gediehen sind und sich stattdlich vermehrt haben. Geizig, aber bei näherem Zusehen tritt uns doch ein einnehmender Mildertrieb in ihrer Ernährungsweise vor ein und heute entgegen. Das A und das O ihrer ganzen Volkswirtschaft besteht in der Stokospalmenkultur, mit der sie wohlvertraut waren, und die sie von jeher für ihren Bedarf betrieben. Nun kamen die fremden Händler ins Land, und aus dem Hauptnahrungsmittel wurde gleichzeitig der Haupthandelswert, der er noch heute ist. Die Nachfrage nach Stopen veranlaßte sie zum Bau weit über den eigenen Bedarf hinaus. Zur Zeit der spanischen Herrschaft wurde die Nachfrage besonders lebhaft und der Anreiz, Stokospalmen zu pflanzen, wurde erhöht durch die beiden wiesbegleiteten Gegenwerte, welche die Spanier ins Land brachten. Sannaps und Pulver. Soviel sie nur konnten, pflanzten sie Palmen. Sie überpflanzten dabei schließlich fast das ganze Gebiet der Insel, auf dem sie gediehen, und noch heute gehen die um das Bier- und fischreiche zu dichten Beständen Zeugnis davon. Die Folgen dieser Überpflanzung sind nicht ausgelieben. Mit der zunehmenden Zahl der Bäume sank die Möglichkeit einer intensiven Pflege, wie sie einst geübt worden war, und dieser Mangel im Verein mit einer übermäßigen Bodenansäuerung der überdüngten Bestände führte zum Kränkeln der Palmen. Schädlinge kamen hinzu und sanden auf den schlecht ernährten Bäumen besonders gute Lebensbedingungen und sind noch jetzt nicht überwand. So sank die vorübergehend hochgetriebene Stokopalkultur tief herab. Weiter aber führten die einseitig auf Stokopengewinnung gerichteten Bestrebungen zur Vernachlässigung der übrigen Obstkulturen und des Ackerbaues. Die Leute wurden eifrige Stokospflanzer aber schlechte Ackerbauer. Die Obstsorten, die sie meist zwischen den dichten Palmenbeständen in der Nähe der Wohnungen anbaute, mußten darunter leiden. Es ist erkaunlich, was alles auf einem kleinen Stückchen Erde eines Jaggartens wachsen soll. Alle die eingangs dieses Kapitels aufgezählten Fruchtarten sieht man da gleichzeitig, und zwischen sie drängt sich noch die betrieblenende Akelepalme, die für Versteigerung der Grasröde der Frauen erforderlichen Decanen und die ihren Schmutz liefernden Hibiskussträucher. Es wäre wohl denkbar, daß alles dies gediehe, wenn zweierlei zuträfe: sorgfältige Pflege dieser Gärten und keine zu dicke Pflanzreihe der Stokospalmen; beides war der Fall in alter Zeit. Jedenfalls hat neuerdings nicht nur die Qualität der Stokopalkultur, sondern auch die vieler anderer Nahrungsmittel gelitten.

Wie müssen aber auf Yap noch erfüllt mit einer zweiten Möglichkeit der Nahrungsverschlechterung rechnen, und zwar auf Grund einer Erschöpfung bzw. Verarmung des Bodens. Yap gehört zu den sogenannten Hochinseln, von deren häufigsten Innere sich ein Hochlandbühl hebt. Dieser ist der fruchtbarste Teil; die durch Verwitterung gebildeten Humusmassen werden mit den Regengüssen von den Höhen herabgespült und kommen dort wenigstens teilweise zur Ablagerung, teilweise werden sie auch ins Meer abgeschwemmt. Anschließere Bäche gibt es bei der Kürze des Weges, den das Wasser bis zum Meeresufer hat, nicht. Es fehlen deshalb auch die „fruchtbaren Täler“. Ihre Rolle wird in gewissem Sinne vom Küstenschlamm übernommen. Dort haben wir neben dem dauernd sich erneuernden Humus auch das meiste Wasser, und so haben die Inselaner mit gutem Grund gerade auf ihm ihre Siedelungen und Pflanzungen angelegt. Ja, sie helfen diesem natürlichen Vorgang der Humus- und Wasseraufspeicherung an vielen Orten künstlich nach,

indem sie an geeigneten Abhängen Bodenvertiefungen schaffen, in denen Regenwasser und Humus zur Bildung von Sümpfen führt, in denen sie eine ihrer beliebtesten Stollenfrüchte, den Taro, kultivieren. Es ist einleuchtend, daß die Möglichkeit einer Humusverarmung des Bodens auf den Höhenzügen gegeben ist. In der Tat sehen wir viele von ihnen, namentlich die entwaldeten, fast kahl, andere wieder nur kümmerlich mit Pandanus oder Steppengras bewachsen. Die des Talles berante dünne Ackerkrume leidet während der Regenzeit den über sie hinströmenden Wassermaßen seinen Widerstand, sondern wird zu Tal geführt. Andererseits vermag sie während der Trockenzeit wegen ihrer geringen Stärke die für eine bessere Vegetation nötige Feuchtigkeits nicht genügend aufzuspeichern. Für die Küstenerdeung ist nun die wichtige Frage die, ob bei der in den letzten Jahrzehnten besonders hochgradigen Bodenansäuerung so viel Humus neu gebildet bzw. zugeführt wird, wie die Kulturen aufbrauchen, und ob bei der dünngelegenen Verarbeitung des Bodens nicht allmählich ein Defizit in seiner chemischen Zusammensetzung entsteht. Trifft dieses auch nur in geringem Umfang ein, so würde es sich im Laufe der Jahre immer mehr vergrößern und zu einer Verschlechterung der Qualität der Nahrungsmittel führen. Diese Gefahr einer Bodenverarmung auf des Küstentrittens und ihre Folgen scheint mir für Yap sehr nahelegend. Vergleichend ist dazu hingewiesen, daß auf den zentralkarolinischen Inseln, die stark bevölkert sind und eine ähnliche Bodengestaltung haben, auch die Höhen angebau und bewohnt sind. Aber die Leute sind ganz bezeichnenderweise dazu gekommen, Terraiengärten an den Abhängen anzulegen, offenbar um die Humusabflüsse zu verhindern.

Diese Bodenverarmungstheorie, die ich hier für Yap andeute, kann bewiesen oder widerlegt werden nur durch chemische Analysen entweder des Bodens oder, was erwünschter ist, der auf ihm wachsenden Nahrungsmittel. Gerade jetzt sind von allen untern Südseebesitzungen Proben der Eingeborenenahrungsmittel eingefordert worden. Hoffentlich werden recht bald greifbare Resultate nach der Richtung hin bekannt, wie es mit ihrem Eiweiß- und Nährstoffgehalt bestellt ist. Bodenanalysen von den Karolinern scheinen bereits vorzuliegen, doch habe ich darüber nur die Angaben finden können, daß das Erdreich nicht arm an Stickstoff und Phosphorsäure, wohl aber an K, Ca und Mg, also den Erdalkalien ist; ein Mangel, der auch in den Vegetabilien zum Ausdruck kommen mußte.

Die Inselleute sind für trägtriere Stoff als wie sie ihr Land ihnen heute bietet, sehr empfänglich, ja sie verlangen nach ihr. Sie essen gern Reis, der leider wegen seines hohen Preises im freien Handel 1, kg = 20 Pi, vorkauf eine Delikatesse für sie ist. Ebenso gern essen sie Brotweiz. Bei fehlenden Möglichkeiten wie zu Weizen, das als allgemeines Volkstrot der Insel mit Franz und Spiel in der Europäerkolonie geieiert wird, werden viele hundert Heiter Waale, nach europäischer Art gebau, von der einzigen Getreidewirtschaft der Insel an die Eingeborenen verkauft. Ich hatte bei meiner Reise auf der Insel außer einem jungen Dolmetscher noch vier Polizeiboten als Begleiter und Hilfe für Potengänge, beim Segeln, An- und anderen Verrichtungen. Nach besonders anstrengenden Tagen gestattete ich ihnen, einen Wunsch zu äußern. Sie haben sie mich um etwas anderes gebeten als — um Fleisch.

Ins Kapitel der Nahrungshygiene gehört die Wasserbeschaffung. Sie läßt viel zu wünschenswert. Mit dem Bau von Brunnen in den Eingeborenenhöfen, jeuer so nahegelegenen, oft erhobenen und nicht



keitspolitigen kolonialhygienischen Förderung, hat man auch hier noch nicht begonnen. Wo keine Wasserläufe vorhanden sind, spenden diese das Trink- und Gebrauchswasser. Da sie durch die Amalotiner und durch alle das, was sie von den Höfen an Verschmutzung mit sich führen, verunreinigt werden, können sie nicht als einwandfrei gelten. Meist verdient das von den Abhängigen kommende Wasser in der Nähe der Küste unter Sand oder Schlamm und gelangt unterirdisch zum Meer. Durch Graben von Kanälen, die ebenfalls jeder Verunreinigung ausgesetzt sind, macht man sich dieses zugänglich. Als Mutterort sei erwähnt, daß einer dieser unterirdischen Wasserläufe als Süßwasserquelle im Meere selbst zutage tritt. Wie Erbe findet sich an der betreffenden Stelle eine trichterförmige Vertiefung des heimigen Bodens, die das Süßwasser spendet. Selbst in der größten Trockenheit versiegt zwar diese Quelle nie. Wo tiefe Einschnitte in die Höhenzüge das zu Tal gehende Wasser freuzen, quillt es in guter Beschaffenheit, aber nur selten reichlich hervor. Nur eine solche Quelle ist von großer Erquicklichkeit und hält das ganze Jahr hindurch stand; sie liegt etwa 6 km von der Europäerkolonie entfernt und würde nach den Berechnungen, die ich mit Dr. Wufe an Ort und Stelle machte, den gesamten Bedarf des heutigen Koloniebereiches decken. Mit kurzen Worten: die heutige Wasserversorgung der Insel ist schlecht, die Möglichkeit zum Verbrug und selbst Wasserleitungsgebau ist gegeben.

Neben den Nahrungsmitteln haben die Genußmittel, namentlich die nicht indifferenten, große Bedeutung für die Volksgesundheit. Vor dem bedenklichsten Genußmittel, dem europäischen Alkohol, sind die Starokine wie alle Eingeborenen unseres Schaugebietes jetzt glücklicherweise bewahrt. Zwar ist der Verkauf von Alkohol an sie nicht völlig unterzagt, aber er ist von Fall zu Fall von der Genehmigung des Bezirksamtes abhängig; und dieses macht nur ausnahmsweise bei festlichen Gelegenheiten von seinem Rechte Gebrauch. Offenkundig wird diese Vorsorglichkeit auch in Zukunft stets befolgt werden. Wenn wir aber glauben wollten, daß der Alkohol in der Entwicklung des Japavolkes keine Rolle spielt, wie man es bisweilen dargestellt findet, so würden wir uns einer großen Täuschung hingeben. Die Schonzeit vor dem Trank ist erst während der verhältnismäßig kurzen Zeit deutscher Herrschaft voll in Kraft getreten. Vorher hat es, zunächst noch ohne fremde Oberhoheit, mit einigem Ansehens an den Weltverkehr, später besonders unter spanischer Flagge, eine geradezu furchterliche Schnapsflut über sich ergehen lassen müssen. Schnaps und Bulbor, jene beiden europäischen Kulturübel, die so lange und so oft als Zeichen kurzfristiger kolonialer Unverunft den Naturvölkern vom Weizen getrachtet wurden und anderwärts auch heute noch gebracht werden, bildeten auf Jap bis vor 1^{1/2} Jahrzehnt die Haupthandelswerte. Das Bulbor hat kaum großen oder nachhaltigen Schaden gestiftet, denn die Felder der Leute waren mehr pulver als verlustreich; aber der Schnaps hat sie am Markt geplagt. Wir haben schon, wie der Wunsch, sich möglichst viel von dem beschränkten Kaufmittels zu verschaffen, die ganze Volkswirtschaft einseitig beeinflusst. Weitere Schäden konnten hinzu. Viele der älteren, jetzt so nüchternen Männer erzählten mir ganz offen, daß sie früher täglich betrunken gewesen seien; bei einigen blühte sogar eine leise Trauer darüber durch, daß diese Zeit vorüber ist. Alle Wände ihrer festgefüßten alten Sitten lockerten sich damals, und der Anblick betrunken am Wege liegender Eingeborenen, selbst Weibern, ist keine Seitenhieb gewesen. Der ganze Sinn der Leute war

nur auf Alkohol gerichtet. Die Bevölkerung ist also einige Jahrzehnte lang einer allgemeinen, schweren Schnapsverickung preisgegeben gewesen, die gar nicht ohne tiefe Wirkungen geblieben sein kann. Denn wir uns nach den Gründen des Niederganges der jungen Generation umsehen, so müssen unsere Blicke zu allererst auf jene Schnapsperiode fallen. Wir wissen ja, daß gerade die Schädigungen des Alkohols vor allem an der Kaufmännenschaft in die Erde eingetreten. Die jetzige Generation blüht in fast einer Beziehung zur den Schnaps ihrer Väter und Großväter. Natürlich sind die Infektionskrankheiten nicht durch ihn ins Land gekommen, aber ihrer Ausbreitung wurde der Boden geebnet. Denn sie trafen einen bereits in der Keimanlage geschwächten Nachwuchs. Bekannt ist der Zusammenhang, der zwischen Alkoholismus und Tuberkulose besteht, und es ist kaum nur ein Zufall, daß nach Abgabe der Leute seit etwa 40 Jahren die Verkantungen an Sarriv immer häufiger geworden sind. Bekannt ist ferner, daß hochgradiger Alkoholismus die Zeugungsfähigkeit beeinträchtigt, bekannt ist, daß er auch schon in milderer Stärke Gradus als feindschädigendes Gift die Widerstandskraft der Linder herabsetzt, daß Trinker körperlich und geistig schwache Kaufmännenschaft haben. Die verhältnismäßig hohe Zahl von Imbezillen bzw. Geisteskranken steht auf seinem Schuldkonto. Man könnte geneigt sein, viele Zeichen der geschwächten Volkskraft der Starokine als Folgen der Inzucht anzusehen, und man hat solche auch vielfach vermutet. Ich glaube an sie höchstens in sehr beschränktem Maße, wie ich bei Erwähnung der vermeintlichen Adoption andeutete. Steinesfalls ist es aber angängig, den ganzen Niedergang des Volkes als Zuchtsergebnisse hinstellen zu wollen. Dazu ist er viel zu plötzlich herbeigebrochen und ist in viel zu allgemeiner Verbreitung über die Gesamttheit eingetreten. Inzuchtsfolgen werden niemals innerhalb zweier Generationen ein Volk dejimieren können. Wir müssen uns nach Erklärungen umsehen, die verhältnismäßig unvermittelt das ganze Volk getroffen und ins Wanken gebracht haben. Dabei wird der Alkohol nur so eher mitgewirkt haben, als er zeitlich mit einer Verschlechterung der Volksernährung und Mischung nur eingeschneppter Stammeiten zusammengefallen ist.

Der Alkohol ist nicht das einzige, jetzt übernommene Genußmittel der Insulaner. Wetel und Tabak kommen hinzu. Wie bei allen Genußmitteln verhält sichs auch bei diesen so, daß der mäßige Gebrauch harmlos, der übermäßige schädlich ist. Die Schwierigkeit liegt darin, die präziseste brauchbare Grenze der Mäßigkeit zu bestimmen. Soweit sie eingehalten wird, ist der Wetel das Mittel, das als „*inilum amicitiae, otium in negotio und negotium in otio*“ die Bündnisse des Japavolkes stiftet. Aber er ist dreier hinaus für viele zur Weidenacht geworden, wozuf ich bereits in meinem Tapphusbericht hinwies. Der Insulaner wird die unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen eines solchen allgemein verbreiteten Genußmittels ins Auge zu fassen haben. Der wirksame Bestandteil der Wetelung ist das Arcolin. Eingeborene Unterirdungen über seinen übermäßigen Gebrauch sind mir nicht bekannt geworden. Neben seiner den Speichelfluß fördernden Wirkung, soll es dem Musciciv ähnlich die Herzstätigkeit beeinflussen. Schon in mäßigen Mengen führt es zu einem leichten, euphorischen Kaufszustand, der sich mit zunehmender Quantität immer mehr verstärkt. Man kann oft auf Jap Leute sehen, die eine Stunde und länger vor sich hingraben, mit dem Rücken an ihren Szeptivien gelehnt und nichts weiter beginnend als Wetel kauen. Wenn ich die Leute um mich versammelte, sah ich kaum einen, der nicht seinen

Petel bearbeitete. Bei Untersuchungen der Zapelute war mir auffällig, wie ungemein häufig bei ihnen starke Herzpalpitationen zu finden sind, ferner ein eigenartliches Zittern der Hände und der Mundwinkel, auch bei jugendlichen Individuen und schließlich ein oft über die Wachen träumerisches Wesen, nicht unähnlich dem nach einer Morphiumdosis auftretenden. Die günstige Wirkung des mäßigen Gemüts ist die, daß alle körperliche Arbeit bei gleichmäßig heiterer Stimmung durch ihn erleichtert wird, und daß er im Kostalle völlig über Hungers- und Durstgefühl hinwegläßt. Die meisten der aufgeführten Wirkungen konnte ich an mir selbst verfolgen, als ich eines Tages zur Selbstbeobachtung einige Petelnüsse laute; von einem gewohnheitsmäßig beteiligten Europäer Japs wurden sie mir befristet. Kinder, denen indessen neuerdings das Petelkauen verboten ist, sollen nach Angabe der Leute längere Zeit, wenn sie das Peteln „lernen“, nach jeder Portion stark Benommen sein. Daß übermäßiges Petelkauen nicht unschädlich ist, wird aber vor allem durch die Asthmenerkrankungen erwiesen, die bei allen Zapeluten auftreten, wenn sie es einmal längere Zeit entbehren müssen. Dann sind sie träge, schlapp, mühsam und unfähig zur Arbeit.

Vom Tabak gilt das Gleiche. Von ihm wissen wir, daß er vor allem dem südlichen Organismus wenig zuträglich ist. Aber auch die Jugend raucht auf Jap, und man kann dort sehen, wie dreijährige Kinder die Mutterbrust mit der Zigarette vertrauen. Indessen ist das Rauchen bisher nicht zu derselben allgemeinen Evidenzhaft geworden wie das Peteln.

6. Eigenhygiene, Familie und Sexualmoral.

Entsprechend der hohen Eigenkultur der Slavoliner sind auch viele hygienische Normen bei ihnen zu finden, und sie entbehren selbst für unsere modernen Begriffe der Zweckmäßigkeit nicht. Die Zapelute haben noch heutigetags ihre eigene Kleidung nicht gegen europäische verkauft. Der Mann geht nackt bis auf seinen um die Hüften gelegten und durch die Schenkel gezogenen bunten Grasschurz und die Frauen tragen ausschließlich ihre langen, dichten, etwa monatlich erneuerten Grassröcke bei entblößtem Oberkörper. Die für die Ausbreitung der Tuberkulose so oft angepöhlte europäische Kleidung kann hier sicher nicht in Frage kommen. Ich glaube überhaupt, daß sie eine viel größere Rolle beim Entstehen akuter als chronischer Erkrankungen der Luftröhre spielt, indem sie bei Durchnässungen oder beim Durchschwimmen nicht gewaschen wird. Wie in der Kleidung so ist auch in allen anderen Sphären das Volk äußerst frei in der Wahrung seiner Sitten, und trotz aller äußeren Sensibilität durch die Verwaltung hält es sich an ihnen fest. Auch seine Eigenreligion wurzelt tief und den Vortreibungen der Mission legt es einen härteren, passiven Widerstand entgegen als viele Mannibalenvölker. An äußeren Kulturgütern hat es nur wenig vom Weizen angenommen. Seine schönsten großen Häuser mit den gewaltigen gegen den Wind gerichteten Giebelbächem erkant es noch immer in alten, eigenen Stil und in ihrem Inneren blüht man sich vergeblich nach europäischem Hausgerät oder Schmuck um. Selbst im Geräte des täglichen Lebens hat es nur wenigen Dingen, deren überragende Vorzüge ihm einleuchten, Eingang gestattet. Sein Steinbeil hat es ganz allgemein durch Eisen ersetzt, das ihm die Holzbearbeitung beim Haus- und Bootbau sowie die Feldarbeit erleichtert.

Viele seiner religiösen Bräuche und Gebote haben einen hygienischen Untergrund. Manche Autoren

glauben zwar, daß bei Naturvölkern solche Bräuche erst nachträglich profanen Zwecken dienbar gemacht seien; ich bin der gegenteiligen Ansicht, daß viele priesterliche Vorschriften wie im alten Testamente zunächst hygienisch begründet waren, und um ihren Geltung zu verschaffen, religiös umkleidet worden sind. Später mag vielfach ihr eigentlicher Zweck aus dem Volksbewußtsein geschwunden sein und nur der Mythos ihr übrig geblieben; in anderen Fällen ist jener zwar noch kenntlich, aber vom religiösen Heimeert überwuchert. So haben die Japantierger für die Ernährung ihn zu den Tabugelegen vieler Pflanzen und Tiere gebracht, die noch heute streng in Geltung sind, aber im Laufe der Zeit immer mehr durch Überglanben und komplizierende Vorschriften in ihrem eigentlichen Wesen verandert worden sind. Gemütsmoralen als Korrektiv einer sonst weitgehend reinen Gattungsbeziehung besteht ebenfalls aus vornehmender Sorge gegen Nahrungsmangel für fast alle Dörfer während mehrerer Wochen, ja selbst Monate im Jahr das priesterliche Verbot, irgendwelche Früchte an Leute, die nicht zur Erbschaft gehören, zu verschicken oder zu verkaufen. Auch mir gegenüber machten sie keine Ausnahme davon. Wenn Nahrungsmittel wie Trepanz, Male und Soie ganz verpönt sind, so deutet das darauf hin, daß einmal durch sie, sei es wirklich, sei es vermeintlich, Krankheiten unter das Volk kamen. Die Gremmis, daß es ansteckend, die Umgebung gefährdende Krankheiten gibt, kommt in dem Gebot zum Ausdruck, daß nach jedem Todesfall die Angehörigen des Verstorbenen für einige Zeit abseits des Dorfes, auf den hohen Bergen, also eine Art Quarantäne durchmachen müssen, deren Dauer nach dem Grade der Verwandtschaft mit dem Toten abgemessen wird. Sehr viele Eingeborenemethoden sind im Gebrauche, teils jedermann bekannt, teils nur im Besitz der Priester oder einiger Heilkünstler, deren es für verschiedene Krankheiten immer bestimmte Spezialisten gibt. Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle die zur Anwendung kommenden Meditationen, Mantras, Intenzgebungen und sonstigen mannigfachen Heilprozeduren betrachten wollten. Einigen wichtigen, die in der Richtung des uns besonders interessierenden Bevölkerungsproblems liegen, werden wir im Zusammenhang mit dem Familienleben und der Geschlechtsmoral des Volkes begegnen.

Wir haben bereits, daß die eheliche Gemeinschaft des Jappaes nicht sonderlich festliegt ist. Ihre Forderung ist aber ein Produkt der neuen Zeit, die außerdem dahin geführt hat, daß vieles alte seine Zweckmäßigkeit oder Harmlosigkeit verloren hat, ja zum Nachteile des Volkes geworden ist. Eine Ehe wird nur so lange aufrecht erhalten, als wirksame Weisung das Paar verbindet. Mit ihrem Erlöschen gibt der eine Teil dem andern seine Freiheit wieder. Er schreitet nicht wie andere Naturvölker zur Polygamie, er hält sich auch nicht, wie es tausendfach unter Kulturvölkern Brauch ist, für verpflichtet, bei einer tretender Abneigung die äußere Form der Gemeinschaft zu wahren, sondern er sucht und findet eine neue Ehe. Man mag über die Moral oder Immoral dieser Institution geteilter Ansicht sein, aber man wird nicht behaupten können, daß an sich die Ausichten eines Nachwuchs sind dadurch verschlechtert werden, wenn eine neue Neigung zu einer neuen Ehe führt; wenigstens sind sie nicht schlechter, als wenn bei gegenteiliger Abneigung das äußere Zusammenleben erhalten bleibt. Eine ganz andere Belandlung gewinnt aber dieses Bild sofort nach dem Einzug der Geschlechtskrankheiten. Sie werden als unerwünschtes Peirasgut von einer Ehe

in die andere mitgenommen und üben ihre verhängnisvolle Wirkung aus. Ist ein Mann heirat geworden und bleibt seine erste Ehe dauernd kinderlos, so sucht er die dem unehrenhaften Zustande durch einen Wechsel der Frau abzuhelfen, natürlich zunächst nicht wissend, daß er selber Schuld an der Kinderlosigkeit ist. So ist oft der Wunsch des Mannes nach einem Kinde der Grund der Ehescheidung; in Erfüllung geht er ihm freilich nur dann, wenn die Frau der schuldige Teil war. Gleichfalls durch die Geschlechtskrankheiten ist eine andere alte Sitte an Tap zu einer großen gemeinheitslichen Gefahr geworden. In jedem Dorfe gibt es ein häßliches Altbauhaus, in dem die ledige Jugend, die Witwer oder die zum Tode verurteilten Fremden Unterkunft finden. Diese Altbaugemeinschaft unterliegt früher eine Anzahl junger, aus einem andern Dorfe stammender Mädchen, die ihnen nicht nur das Haus insandt hielten, sondern ihnen und den Verheirateten auch ihre volle Kunst schenkte. Sie lebten dort nicht nach Art der Tieren, sondern der junge Tapmann umgab sie mit seiner ganzen Pflege und Aufmerksamkeit. Der Dienst des Mädchens im Altbauhause hatte nichts Entehrendes, er wurde gerne übernommen, und die meisten Mädchen verbrachten dort vor ihrer Verheiratung einige Jahre. Würde eins von ihnen schwanger, so wurde in einer Verhandlung mit dem Häuptling festgesetzt, wer als Vater zu gelten hatte und es folgte die Heirat. Neben einem Sexualkommunismus der Jugend liegt ein weiterer Grund zu dieser Sitte wohl in denselben Motiven, die bei anderen Völkern zur Vielheut geführt haben. Die Tapfrau nährt ihre Kinder liebend, und während dieser Zeit sowie während der Schwangerschaft wird sie nicht berührt. Die Freuden des Altbauhauses schenken dem Tapmann gelegentlich Ertrag. Man denke sich die Geschlechtskrankheiten vom Pocke weg, und man wird auch diese Sitte kaum bedenklich für die Volkserziehung finden, zumal sie durchweg ein vor der Verheiratung abgelofter vorübergehender Zustand für das Mädchen war. Mit dem Auftreten der brennlichen Leiden wurde auch sie verdrängt und ist deshalb von der heutigen Bevölkerung abgeschafft. Ein einziger Staufer mußte so geradezu das ganze Altbauhaus verlassen. Ein dritter eigentlicher Grund der Karoliner hat auch in neuer Zeit und wiederum vornehmlich durch die Geschlechtskrankheiten sein katastrophes Geschick verloren. Wenn das Tapmädchen in die Geschlechtsreise tritt, so wird sie zunächst unter Wahrung von allerlei Zeremonien in einem besonderen Hause, dem Dapal, untergebracht, und die männliche Jugend des Dorfes pilgert mit Geschenken zu ihr und wirbt um ihre Gunst. Ursprünglich also eine Art Brautwerbung. In der heutigen Nation gewährt aber das Mädchen nicht mehr einem Auserwählten ihre Gunst, sondern wohl jedem, sofern er sie nur mit reichen Geschenken besucht und die schöne Zeit des Dapal wird bis auf zwei Jahre ausgedehnt. Diese Sitte ist noch nicht ausgerottet. Möglicherweise hat sie sich erst durch Abschaffung des Altbauhauses zu dem ausgewachsen, was sie heute ist. Die gesundheitslichen und moralischen Folgen für das dem Altbauabströmer entnommene Mädchen liegen auf der Hand; es wird infiziert und durch Verwöhnung für die Ehe verdothen.

Man darf nun aber nicht etwa annehmen, daß Männer und Frauen in eitel Lieb und Lust einem ungezügelter Geschlechtsverkehr huldigen. Im Gegenteil. Der drei- bis vierjährigen Enthaltsamkeit der schwangeren und jüngenden Frauen wurde bereits gedacht. Aber auch dem Manne sind aus allen möglichen Anlässen oft monatelange Strengezeiten auferlegt, und zwar immer dann, wenn irgendeine

besondere Leistung von ihm verlangt wird, sei es beim Haus- oder Standbau oder vor allem als Vorbereitung für die Anstrengungen der Jagd-Exzesse der sitzenden Klasse. Eine ganze Anzahl weiterer fernwärtigen Gebote sind durch die Sitte in Geltung. Es besteht Eheverbot bei zu naher Verwandtschaft, Ehen mit anderen Rassen sind unflätlich. Für viele Dörfer gilt die Bestimmung, daß der Mann nicht sein muß als die Frau. Nach 7 Uhr abends dürfen junge Leute ihren Wohnort nicht mehr verlassen; für einige Dörfer ist dieses Verbot wenigstens zeitweise auf die gesamte Bevölkerung ausgedehnt, gewiß im Interesse zu verbindender Gemeintheiten. Die Wochenbettpflege ist durch allerlei Vorschriften geregelt, von denen viele unverkennbar einen hygienischen Stempel tragen. So, wenn es verboten ist, daß Frauen während der letzten Wochen ihrer Schwangerschaft auf Wasser gehen, daß sie als Wäckerinnen eine eigene Dütte beziehen müssen, daß sie einen Monat lang nach der Entbindung frei von Arbeit bleiben, daß sie mit ihrem Säugling auf eine bestimmte Frist das Deimatsdorf nicht verlassen dürfen u. a. m. Sehr sorgfältig ist die Pflege des Säuglings durch die Mutter. Ich hatte eins meiner Stauqumiere in der Nähe zweier junger Mütter aufgeschlagen und hatte so bequeme Gelegenheit, diese bei ihrem Tun zu beobachten. Wenn die Mütter nicht sorgsam mit Watten zudeckt schliefen oder an der Brust lagen, so waren die Mütter eigentlich dauernd mit ihnen beschäftigt. Entweder wurden sie massiert oder gewaschen, oder Augen, Ohren und Mund wurden gereinigt, oder die Fliegen wurden abgewehrt. Neben den Frauen standen die verschiedensten Kostofuss- oder Wäpshäfen mit allerhand Tränken und Wässern, die bald äußerlich, bald innerlich zur Anwendung kamen. Gewissenhaft wurde immer die nach der Seelriebe zu gelegene Seite der Dütte abgedeckt. Frauen aus dem Verwandten- und Bekanntenkreise saßen im Vorhof und begnügten das Kind oder gaben das Kind, bald jenen weisen Rat. Das ganze Sinnen der Mütter war offensichtlich in gärtlicher Weisheit nur auf die Mütter gerichtet.

Und doch blüht trotz aller Minderliebe an Tap die Fruchtabtreibung und wahrcheinlich auch die Konzeptionsverhütung in ausgedehntem Maße! Wie ist das möglich gewesen? Verschiedene Gründe haben dazu geführt. Gerade auf kleinen Inseln erhebt sich die Furcht vor einer beginnenden Überbevölkerung und drohendem Nahrungsmangel viel eher als bei Festlandskämmen; denn diese können einen Ernde wirtschaftlicher Not durch Ausdehnung in die Nachbarschaft ausweichen, jenen steht nur der Meer offen. Diesen Weg haben die Karoliner früher zum Teil gewählt, zum Teil aber auch den bequemeren anderen der Fruchtabtreibung. Dies mag der anfängliche Weggrund gewesen sein, der in Geltung kam, als die Insel wirklich so dicht bewohnt war, daß begründete Sorgen aufstehen konnten, zumal eine Steigerung der Produktion durch technische Verbesserung der primitiven Werkzeuge noch nicht möglich war. Jetzt, wo durch starke Volksabnahme diese Besorgnis längst wieder hinfällig geworden ist, besteht die einmal angenehme Geflohenheit doch weiter fort. Dieses über-das-Ziel-Schießen ist eine Eigenschaft, die allen solchen Beschränkungsmittele anhaftet, sei es nun die Fruchtabtreibung der Karoliner oder der Kindesmord anderer Südseeinsulaner oder der Präventivverkehr der Modernen. Andere Ursachen kommen aber an Tap noch hinzu, die, einseitig beim weiblichen Geschlecht liegend, erst recht die Fruchtabtreibung fördern. Die Frau besorgt neben den Söhnen die Feldarbeit. Schwangerschaft und Mühen der Minderpflege bedürfen



sie in dieser Pflicht, die, wie wir sahen, neuerdings für sie schon erschwert ist durch die relative Zunahme der unproduktiven Altersklassen. Nichts liegt für die Frau näher, als dieser Befürderung sich durch die Abtreibung zu entziehen. Weiter kommt die Scheu vor der Beeinträchtigung der körperlichen Schönheit durch das Wochenbett hinzu und der Wunsch, das ungebundene Jugenleben möglichst spät gegen die pflichtenreiche Ehe einzutauschen. Schließlich besteht bei den Frauen auch eine nicht ganz unbegründete Furcht vor den Folgen der Entbindung, die verhältnismäßig häufig zu lebensgefährlichen Komplikationen zu führen scheint. Alle diese Gründe bedingen starkerweise, die im Staupfe mit der Minderliebe nur gar zu oft den Sieg davonträgt. So erklärt sich die widerprüchsvolle Tatsache, daß bei einem Volke, das sich nach Kindern lehnt und sie mit größter Sorgfalt pflegt, die Fruchtabtreibung in volstem Umfange ist. Für direkter Anteil am Anstall der Minderzahlen ist sicher sehr groß.

Wir haben im Laufe unserer bisherigen Betrachtungen mancherlei Einflüsse kennen gelernt, die eine Herabminderung der Geburten verschulden. Aber es muß noch irgendein weiterer Umstand in der Fortpflanzungshygiene des Volkes mitsprechen, der neben ihrer geringen Zahl das aufwändige Überwiegen der männlichen über die weiblichen bedingt. Viele Forscher haben sich bemüht, eine braudbare Hypothese für die Abhängigkeit des menschlichen Geschlechtes von äußeren Einflüssen aufzustellen. Man hat gesagt, daß ein großer Altersunterschied der Eltern zu Knabengeburten disponiert; man hat ihr Antreiben nach Kriegen und bei unangünstiger wirtschaftlicher Lage mit Unterernährung breiter Volksschichten beobachtet usw. Aber eine allgemeine anerkannte Theorie, welche die letzten Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung enthüllte, haben wir nicht, und wir müssen uns den resignierten Worten Darwins anschließen, der sich in seiner „Abstammung des Menschen“ gleichfalls dieser Frage gewidmet hat: „Ich erkenne jetzt, das ganze Problem sei so verwidelt, daß es besser ist, die Lösung der Zukunft zu überlassen.“ Trotzdem wissen wir das eine sicher, daß alle im Niedergang befindlichen Stämme diese Erscheinung des hohen Knabenüberschusses dauern, und daß andere Völker zur Zeit einer idurneren Krisis sie oft vorübergehend zeigen. Auf Neuzealand hat jahrzehntelang fast das gleiche Verhältnis der Geburten von 130:100 bestanden wie auf Jap, ebenjo auf den Sandwichinseln oder bei den ausgereiften Tasmaniern; und viele anderer Volksstämme auf anderen Inseln von Ostindien-Australien ergeben die gleiche Verteilung der Geschlechter. Es ist nicht möglich, sie, wie Mopp*) neuerdings für Neu-Pommern will, aus einer größeren Sterblichkeit des weiblichen Geschlechtes durch Überlastung abguleiten, denn sie ist ja bereits bei der Geburt vorhanden, und der Überdruß des männlichen Geschlechtes ist auch bei seinen Zahlen (Seite 731 L. c.) für die Minder bedeutend höher als für die Gewandenen, was eher auf eine höhere, ausgleichende Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes schließen läßt.

Sennen wir also auch die letzten Ursachen der ganzen Erscheinung nicht, so halte ich so viel doch für sicher, daß sie der Ausdruck einer Störung des normalen Fortpflanzungsmodus des betreffenden Volkes ist, dem bei längerem Bestande die Bedeutung eines *signum mali omnis* zukommt.

*) Mopp. Zur Frage des Bevölkerungsrückganges in Neu-Pommern. Archiv für Schiff- u. Tropenheg. 1913, S. 732.

VII. Abhilfe.

Die vorhergehenden Kapitel waren im letzten Grunde ein ununterbrochenes Argument für den Niedergang unseres Zielvolkes. Lassen wir alles noch einmal kurz zusammen. Die Volkszahl kann zurückgehen aus zwei in ihrem Weisen verschiedenen Gründen: der Nachwuchs kann zu gering sein, als daß sie sich auf ihrer Höhe erhält oder dieser ist an sich groß genug, aber die Sterblichkeit im Volke ist so groß, daß es abnimmt. Im ersten Falle ist die dem Kolonialhygieniker gestellte Frage die, wie können wir die Minderzahl vermehren, im zweiten die, wie können wir die Menschenzahl erhalten? Der Leser wird bereits empfunden haben, daß der Müdigkeits Naps nach beiden Typen vor sich geht, da wir sowohl eine hohe Sterblichkeit der Erwachsenen wie eine unheimlich niedrige Geburtenzahl haben. Die Gründe beider haben wir kennen gelernt. Die Heimführungen durch endemische und epidemische Krankheiten, zu einem großen Teile exogenen Ursprungs, würden selbst bei normaler Minderzahl verlustreich genug sein, um ein Anwachsen der Bevölkerung hinfanzuhalten. Wir haben, wie die infulare Lage und bestimmte Volksstämme ihre Ausbreitung begünstigen, wie eine Krankheit die andere in ihrem Verlaufe verstimmet, wir haben ferner, wie die geringe Widerstandskraft gegen Infektionen außer durch konstitutionelle Leiden durch den Mangel einer reicheren Nahrung erhöht wird, wie eine allgemeine Bodenverarmung in Frage steht und wie die einseitige Schnapsdurchschendung zur Erschütterung der Volkswirtschaft und Volkskraft beigetragen hat. Als Komponenten, die den zu geringen Nachwuchs verschulden, lernten wir eine Reihe von Krankheiten mit nachfolgender vorübergehender oder dauernder Kinderlosigkeit kennen. Wir haben den ganz eigenartigen Volksaufbau der Insel betrachtet und gesehen, wie das Familienleben der Leute ins Wanken geraten ist, wie ihre eigenartige Sozialmoral der verheerenden Durchschendung Widerstand leistet und wie die in verschiedenen Ursachen wurzelnde Minderzahl zu viel geübter Fruchtabtreibung führt.

Wie können wir Abhilfe schaffen? Besteht überhaupt noch Aussicht, daß ein Volk in diesem Stadium einer Krisis sich wieder erholt? Nun, ich glaube, wir brauchen vor dem Gespenst einer unrettbaren Degeneration nicht zu kapitulieren. Gerade bei den skandinavischen Völkern verschiedene Umstände zur Hoffnung. Wir kennen zwar Südbewölker, bei denen eine gleichartige Krisis in den Untergang ausgefallen ist, aber wir haben auch andere, die sie überwunden und sich zu neuem Aufstiege aufgetaßt haben. Wir dürfen annehmen, daß die Schädlinge der Volksgesundheit erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit am Werke sind, und daß noch genügend unverlebte Einzelwesen für eine Neuwelt vorhanden sind. Vor allem aber dürfen wir daraus Inzucht fürchten, daß sie selbst die drohenden Gefahren wenigstens einigermaßen erkannt haben und daß sie gern wieder emporkriechen möchten. Sie wollen wohl vorwärts, aber sie können nicht; wieder im Gegenteil zu vielen Regierwölfen, die wohl könnten, aber nicht wollen. Wir werden sie deshalb zu eigener Mitarbeit bringen können, unsere Maßnahmen werden einen Widerstand finden und werden sich auch leicht auf ihren Erfolg kontrollieren lassen. Wenn wir jetzt zu konkreten Vorschlägen für das Sanierungswerk übergehen, so müssen diese entsprechend den uns bekannt gewordenen Gefahren solche sein, die neues Licht vom Volke fernhalten und solche, die es von den ihm schon im Genick sitzenden alten Feinden befreit; unter Dandeln hat prophylaktisch und therapeutisch zu sein.

1. Die wirksamste Waffe gegen die Feindleypunt



neuer Seuchen ist die Quarantäne. Die beiden Strauchheiten, die augenblicklich Jap an meichen bedrohen, sind meiner Ansicht nach vom Norden her die Pocken, vom Süden die Malaria. Jene wird durch allgemeine Jmpfung ferngehalten sein, diese aber ist ein Beispiel dafür, wie nicht jede Gefahr durch Quarantäneregeln allein beboden werden kann. Malariaanfalle sind schon oft auf die Insel gekommen, das bisherige Fehlen der Anopheles hat sie vor dem Einströmen der Seuche bewahrt. Aber wie leicht ist es denkbar, daß auf irgendeinem verfallenen Boot, einem Segler oder selbst Dampfier irgendein Wasserbehälter mit Anophelesbrut an Land kommt. Auch an alle übrigen Seuchen müssen wir denken, die das große ostasiatische Seuchenreservoir dem Schiffsverkehr vermitteln kann, und doch Pest und Cholera einzimal schon bis zu den Marianen vorgebrungen gewesen. In die Quarantänepflichten ist die sorgfältige Überwachung der auswandernden und zurückwandernden Eingeborenen einzubeziehen. Aber Einzelheiten will ich mich nicht verbreiten; sie werden besser von den mit den örtlichen Verhältnissen Vertrauten festgelegt. Aber ich denke z. B. daran, daß alle von ein Arbeiterwerbende Heimkehrenden nicht vom Dampfier herunter in ihre Dörfer gehen dürfen, sondern auf der Quarantänestation der Insel genau auf Buntkrankheit, Malaria, Hautkrankheiten und namentlich venerische Leiden beobachtet werden. Zum Quarantänefiskus gehört ferner die strenge Überwachung der Befahrung der Fahrzeuge auf Kranke.

2. Bekämpfung herrschender Seuchen. Antulostomiasis und Frambösie werden bald ihre Schreden verloren haben. Für erstere freilich gilt es, den Erfolg durch Regelung der Meeres- und Wasserstraße zu sichern. Mit der Ausdilatung beider ist viel gewonnen, sogar für die direkte Volksvermehrung. Dr. Wujic führte mit einige durch Frambösie chronisch-anämische Mädchen vor, bei denen sich der Eintritt der Menstruation um einige Jahre über den gewöhnlichen Durchschnitt verzögert hatte. Zu unmittelbarem Anschluß an die Salvojanfar stellte sie sich ein und kurze Zeit darauf waren sie gravid. Da beide Krankheiten ferner die Tuberkulose begünstigen, wird umgekehrt mit ihrer Beseitigung deren Ausbreitung vermindert werden. Natürlich müssen wir aber auch direkt die Tuberkulose angreifen. Als erfolgreichste therapeutische Methode will mir die sorgfältige Behandlung der kindlichen Driüentuberkulose erscheinen, sei es durch roborative Ernährung, durch Lebertean, oder sobald conservative Maßnahmen nicht rasch zum Ziele führen, durch radikale Ausweimung der besallenen Driüsen; also die totale Tuberkulose nicht zur allgemeinen werden lassen! An florierter Lungentuberkulose Leidende sind nach Möglichkeit zu hospitalisieren. Wenn der Prozentsatz der Schwindbüchtigen auch nur um ein geringes jährlich sinkt, so geht damit entsprechend der Zahl der Infektionsquellen zurück und bei fortwährender Wirkung werden wir uns ganz allmählich in absteigender Reihe dem erwünschten Nullpunkt nähern.

3. Es bedarf weiterer ergänzender Nachforschungen über die Pathologie der Insel; besonders über die Geschlechtskrankheiten und Behandlung venerischer Stranfer.

4. Schonende Absonderung der zu ermittelnden Leprösen.

5. Ausband der vor 12 Jahren von Dr. Worn begonnene Einführung der farbigen Dorfheilgehilfen mit Meldepflicht für alle ersten Krankheitsfälle.

6. Beschaffung einwandfreien Wassers durch Brunnen, deren Anlage- und Instandhaltungskosten die Dorfschaften tragen.

7. Einbürgerung eines oder mehrerer, feinen Tabu-geboten unterworfenen eiweißreichen Volksernährungsmitteln; a) eines vegetabilischen, sei es Mais, Hirse, Bohnenarten oder ein anderes, b) eines animalischen, wobei mir Schajudst vorzuziehen, auf den unbesiedelten, sonst nicht verwertbaren Flächen der Höhen. Bis zur gelungenen Einführung solcher Nahrungsmittel Begünstigung der Meis- und Brot-ernährung neben der bisher gewohnten.

8. Regelung der Hofspalmentaktur durch richtige Bilanzmethoden und gute Pflege. Verbesserung der Ackerbaumethoden, bzw. Einführung der Düngung.

9. Erleichterung des übermäßigen Betele-genußes.

10. Einschränkung des Papalweßens mit dem späteren Endziel seiner Beseitigung.

11. Stärkung der Familienbände, Erleichterung der Ehescheidungen.

12. Verhinderung der direkten Hebung der Kinderzahl. Da wir neben Strauchheiten in der Kindersterblichkeit einen Hauptgrund des Geburtenmangels erblicken müssen, wird sich unser Streben auf deren Verminderung zu richten haben. Sehr beachtenswert ist ein Vorschlag Dr. Wujes, in der Nähe des Hospitals ein Gebäuhäus zu gründen, in dem jede Frau unter äußerlich einwandfreien Bedingungen nach Landbesitte ihr Wochenbett erledigt, wobei der Arzt nur dann aktiv eingreift, wenn die Entbindung regelwidrig verläuft. Weiter möchte ich den Versuch von Kinderprämien empfehlen, zumal er bei der geringen Geburtenzahl keine nennenswerte Belastung bedeutet. Männer und Frauen der Insel, mit denen ich viel über dieses Thema sprach, schienen sehr für solche Prämien eingenommen. Man würde, bei dem hohen Werte, den Geld an Jap noch hat, für jedes Kind vierteljähr eine Summe von 10 *4* ausbezahlen können, wobei 5 *4* nach der Geburt ausgezahlt werden, der Rest nach dem ersten Lebensjahre, wobei das Kind gleichzeitig dem Arzt zur Jmpfung zugeführt werden kann.

13. Genaue statistische Verfolgung der Bevölkerungsbewegung mit jährlichen Arbeitsläufen, wie sie auf Grund der schon geleisteten Arbeit auf Jap ohne große Mühe möglich sind. Nur dadurch werden wir sehen, ob der angelegte Hebel ärztlicher Fürsorge wirksam wird oder nicht. Nur die exakte, ob Beobachtungen in Maß und Zahl beruhende Erforschung der weiteren Entwicklung des Volkes (die Demographiel) wird uns ein sicheres Urteil über ihre Ausfichten gestatten.

14. Alle unsere bisher genannten Vorschläge würden aber lose nebeneinander stehen und in ihrem Erfolge zweifelhaft bleiben, wenn nicht als unerläßliches Bindeglied die Erziehung des ganzen Volkes zur Hygiene hinzukommt. Der einzige Weg, sie wirklich gründlich zu erreichen, ist der durch die Schule. Die alte Generation des jäh konservativen Bauern- und Seemannsvolkes wird im innern Fühlen und Denken nicht mehr vom Alter abzurufen sein, auch wenn es in der äußern Form sich willig dem Neuen anbeugt. An die Jugend müssen wir uns halten. Die Leute auf Jap stehen auf einer solchen Stufe des Intellekts und des Charakters, daß alle Bedenken, die man bei Negervölkern gegen die Vermittlung einer Schulbildung haben muß, wegfallen. Von einer Volksschule aus würde das Verständnis für die Not des Volkes und für Abhilfe gewacht werden können; von ihr aus wären soziale Schäden zu beseitigen; nur von ihr aus kann eine neue Generation herausgezogen werden. Die Jugend ist noch nicht im alten



Tabelle IX. Sterilität, Kinderlosigkeit und Kinderzahlen der einzelnen Altersklassen.

Gesamtzahl der Frauen	631
Von 498 Frauen über 30 Jahre haben überhaupt nicht geboren, sind also vermählt steril	55 = 11 v. H.
Von 133 Frauen unter 30 Jahre haben noch nicht geboren	81 = 61 "
Also unter 631 (Gesamtsumme) der Frauen, die nicht geboren haben	136 = 22 "
Von 306 Frauen jenseits der Gebärgrenze steril nach dem ersten Kinde außer den Sterilen haben von 631 Frauen zur Zeit kein lebendes Kind, sind also kinderlos	185 = 29 "
Es sind also zur Zeit kinderlos (teils durch Sterilität, teils durch Tod ihrer Kinder, teils weil sie noch nicht geboren) von 631 Frauen	321 = 51

Tabelle X. Vergleich zwischen Japan und einigen anderen Karolinen.

	Jap	Palau (Zählung 1912)	Gruppe der Inseln im Ozean (Zählung 1912)	Trud. Inseln (Dr. Ober 1913)
Zahl der Männer	2454	1807	829	2754
" " Frauen	2492	1271	918	2747
" " Kinder	1323	1478	918	2048
Darunter Knaben	750	760	?	1568
" " Mädchen	573	718	?	1390
Auf 1000 Erwachsene entfallen Kinder	267	674	429	535
Auf 100 Mädchen entfallen Knaben	130	106	?	112

Kolonialrechtliche Entscheidungen.

III. 31.

Auszug aus dem Beschluß des Kaiserlichen Obergerichts für Kamerun und Togo vom 28. Juni 1913.

Im Geltungsbereich des Schutzgebietgesetzes vom 10. September 1900 (R. G. Bl. S. 813) findet gegen die Verfügung des Bezirksrichters, durch die ein Ermittlungsverfahren eingestellt wird, die Beschwerde an das Bezirksgericht statt. Eine weitere Beschwerde ist nicht zugelassen. Insbesondere ist für die Anwendung des § 170 St. P. O. kein Raum.

§§ 2, 3 Zsh. O. G., §§ 10 Ziffer 2, 19 Ziffer 2 n. O. G., §§ 346, 352, 170 St. P. O.

Jamācht hat das Gericht die Frage zu prüfen, ob gegen den abtretenden Weichid des Bezirksgerichts der Antrag auf gerichtliche Entscheidung bzw. die weitere Beschwerde gemäß § 170 St. P. O. an sich zulässig ist. Um diese Frage beantworten zu können, ist zu untersuchen, ob die Bestimmungen des § 170 St. P. O. in den Schutzgebieten überhaupt zur Anwendung kommen.

Das Obergericht hat sich bei der Entscheidung dieser in der Literatur und Theorie viel bestrittenen Frage auf den — auch in der Praxis durchweg eingenommenen — Standpunkt gestellt, daß die Weichidbestimmung in den Schutzgebieten keine Geltung hat.

Der § 170 St. P. O. gibt dem durch ein Delikt Verletzten, der auf seinen Antrag auf Erhebung der öffentlichen Klage seitens der Staatsanwaltschaft den Weichid erhalten hat, dem Antrag werde nicht stattgegeben oder das Verfahren werde eingestellt, die Möglichkeit, daß er gegen diesen Weichid binnen zwei Wochen nach der Bekanntmachung die Beschwerde an den vorgelegten Beamten der Staatsanwaltschaft einlegen und gegen diesen abtretenden Weichid binnen einem Monat nach der Bekanntmachung den Antrag auf gerichtliche Entscheidung stellen kann. Es fragt sich, ob ihm diese Rechtsbehelfe auch nach der Schutzgebietgesetzgebung zuzuführen.

Nach § 5 der Verordnung betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten vom 9. November 1900 tritt, sofern es sich um Verbrechen oder Vergehen handelt, die Mitwirkung einer besonderen Staatsanwaltschaft nur bei der Hauptverhandlung ein, und nach § 50 n. O. G. in Verbindung mit §§ 2, 3 Zsh. O. G. ist, sofern die strafbare Handlung zur Zu-

ständigkeit des Bezirksgerichts oder des Bezirksrichters gehört, an Stelle der Staatsanwaltschaft der Bezirksrichter zum Einschreiten berufen. Er stellt insbesondere die der Staatsanwaltschaft im vorbereitenden Verfahren obliegenden Ermittlungen an § 50 Zsh. 2 n. O. G. Eine Voruntersuchung findet nicht statt (§ 57 a. a. O.). An die Stelle der öffentlichen Klage tritt in den Fällen, in denen nicht sofort das Hauptverfahren eröffnet wird, die Verfügung des Bezirksrichters über die Einleitung des Strafverfahrens gegen den Beschuldigten (§ 58 a. a. O.). Es handelt sich nun um die Frage, ob diese an Stelle der Staatsanwaltschaft von dem Bezirksrichter vorgenommenen Handlungen richterliche Handlungen oder staatsanwaltschaftliche Handlungen sind; d. h. die Frage läuft auf die allgemeine Kontroverse hinaus, ob der Bezirksrichter im Verfahren als staatsanwaltschaftlicher Verwaltungsbeamter zu betrachten ist oder ob er auch hier nur als unabhängiger Richter tätig wird.

Das Obergericht hat sich in Anlehnung an seine früheren Beschlüsse vom 20. Oktober 1903 und vom 5. Oktober 1904 auf den Standpunkt gestellt, daß der Bezirksrichter auch im Ermittlungsverfahren niemals als amweisbarer staatsanwaltschaftlicher Beamter, sondern ausschließlich als ein richterlicher, mitbin von dienstlichen Anweisungen einer vorgelegten Dienstbehörde unabhängiger Beamter tätig ist. Infolgedessen sind auch seine Einstellungsverfügungen unter allen Umständen richterliche Entscheidungen im Sinne des § 346 St. P. O., die nur mit der denselben vorgesehenen einfachen Beschwerde angefochten werden können, hinsichtlich ihrer, soweit es sich um Entscheidungen der Bezirksrichter handelt, § 10 n. O. G. Ziffer 2 für die in den Schutzgebieten geltende besondere Gerichtsverfassung die Zuständigkeitsbestimmung enthält. Eine Beschwerde gemäß § 170 St. P. O. an die vorgelegte Behörde der Staatsanwaltschaft ist daher, weil es im Schutzgebiet an einer solchen mangelt, nicht gegeben und mitbin auch kein Antrag auf gerichtliche Entscheidung gegen einen Weichid solcher Behörde.

Das Obergericht legt sich hiermit in demselben Gegenstand zu einem für die Manifestationsgerichtsbarkeit ergangenen Beschluß des I. Strafsenats des Reichs-

